

Dagmar Barth-Weingarten (2016)

**Intonation Units Revisited. Cesuras in talk-in-interaction**

Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company. 318 S. (Studies in Language and Social Interaction (SLSI). 29). € 99,-

DAGMAR BARTH-WEINGARTEN greift mit ihrer Monographie zu Zäsuren in natürlicher interaktionaler Sprache (*talk-in-interaction*) einen Aspekt auf, der in einigen linguistischen Bereichen, insbesondere der Gesprächsanalyse, eine Blickwinkelveränderung bewirkt bzw. ein Umdenken traditioneller linguistischer Herangehensweisen an konversationelle Sprache erfordert.

Sie reiht sich mit ihrer Arbeit in die Kritik an der Intonationseinheit (und damit dem *unit-approach*) ein (zum Beispiel CRUTTENDEN 1997), die sich mitunter nur schwer in natürlichem Gesprächsmaterial anwenden lässt („[...] the general idea of segmenting talk into units is in fundamental opposition to the on-line nature of spoken language“ S. 50). Stattdessen bietet sie den *cesura-approach* als Alternative an, der die methodische Zirkularität vieler *unit*-basierter Studien aufheben soll. Der Begriff des „Zäsrierens“ geht auf AUER (2010) zurück, um Unterbrechungen von *on-line* Sprache zu beschreiben und den Fokus von den Einheiten auf die Grenzen zu verschieben. Da Grenzen jedoch stets die Grenze von etwas sind (*unit*, Gestalt oder Ähnliches), geht diese Arbeit einen Schritt weiter und konzentriert sich auf prosodisch-phonetische Merkmalsbündel (*cues*), die potenziell relevant für die Segmentierung (*chunking*) von gesprochener (interaktionaler) Sprache sind und so Zäsuren bilden. Der neue Ansatz wird hier am Amerikanischen Englisch illustriert, überzeugt jedoch durch seinen relativ intuitiven Einsatz davon, dass er einfach und ohne größere Vorkenntnisse auch auf andere Sprachen übertragen werden kann. Die direkte Anwendung und die damit verbundenen Auswirkungen werden hier – überwiegend im Bereich der Gesprächsanalyse – aber auch für Sprachwandel und Sprachvariation aufgezeigt, womit bereits ein Eindruck über die Breite der Anwendungsfelder entsteht.

Im ersten Kapitel stellt die Autorin zunächst die Ausgangsposition ihrer Überlegungen und den Hintergrund der vorliegenden Studie vor, den etablierten *unit-approach*, der gesprochene Sprache in Einheiten unterteilt, und bespricht weiterhin damit einhergehende problematische Aspekte, wie etwa unklare Grenzen (*fuzzy boundaries*). Mit einem Blick auf bereits bestehende Lösungsansätze schlägt sie dann ein alternatives Konzept vor: der *cesura-approach*.

Das zweite Kapitel widmet sich ebenso ausführlich wie kritisch etlichen vorausgegangenem Herangehensweisen an prosodisch-phonetische Strukturierung. Zunächst werden diverse Schulen und Ansätze vorgestellt, die mit dem *unit-approach* operieren. Trotz starker Kritik streicht die Autorin hier die Berücksichtigung der Perspektive des Gesprächsteilnehmers innerhalb der Konversationsanalyse als positiven Aspekt bisheriger Studien hervor. Als Übergang von dem *unit-approach* zum *cesura-approach* wird der *boundary-approach* von AUER (2010) angeführt. Dieser legt den Fokus auf „Gestaltsschlüsse“, das heißt eher auf die Grenzen als auf die Einheiten, und führt den Begriff der „Zäsur“ ein, der schließlich für BARTH-WEINGARTENS darüberhinausgehenden Ansatz namensgebend ist.

Kapitel 3 steigt in die Details des *cesura-approach* als Alternative zum *unit-* und *boundary-approach* ein. Darunter fallen zunächst ein genaueres Abstecken des Konzepts „Zäsur“ durch Abgrenzung zum *boundary-approach* (unter anderem anhand einer Rekonzeptionalisierung von prosodisch-phonetischer Strukturierung) sowie eine Ausführung über unterschiedliche Zäsurtypen (*turn-ending*, Segmentgrenzen usw.) und somit einer größeren Bandbreite des Zäsur-Konzepts (*granularity*) im Vergleich zum Grenz-Konzept. Auch ein möglicher fließender Übergang zwischen Zäsur und Nicht-Zäsur, anders als die bipolare Einteilung Grenze vs. Nicht-Grenze, wird besprochen. Hierin steckt bereits ein Vorteil des Zäsurkonzepts, denn dieser Übergang erlaubt es, unterschiedlich starke Zäsuren anzunehmen bzw. wahrzunehmen. Auch unklare Grenzen sind hier unproblematisch, da keine Ja/Nein-Entscheidung oder eine Zuordnung getroffen werden muss.

Nach einer ausführlichen Diskussion über bestehende Notationssysteme und deren Tauglichkeit in Bezug auf die Annotation von Zäsuren entscheidet sich die Autorin für das Gesprächsanalytische Transkriptionssystem GAT 2 (vgl. SELTING et al. 2010) als Grundlage, was auch die anschließend beschriebene Dreistufigkeit mit ansteigendem Detailreichtum potenzieller Transkriptionen (Minimal-, Basis- und Feintranskript) erklärt. Der Nutzer kann demnach entscheiden, wie viele konversationelle Phänomene er erfassen möchte. Schließlich wird ein parametrisches Notationssystem, das verschiedene zäsurbildende phonetisch-prosodische Eigenschaften einführt, mithilfe eines Screenshots aus Praat (mit zehn Parametern) präsentiert (S. 78). Das Notationssystem schlägt einige phonetisch-prosodische Parameter vor, die jedoch ersetzt oder durch andere ergänzt werden können. Präsentiert sind hier beispielsweise *pitch movement*, *voice quality*, *rhythm* und *pausing*. Diese Form der Notation (*grid notation*) muss als Unterstützung bzw. Grundlage für die leicht veränderte und angepasste GAT2-Transkription betrachtet werden, die unter anderem um zwei neue Symbole (l und j) zur Markierung einer Zäsuregion (*cesural area*) für unklare Fälle ergänzt wird (S. 75). Die Kombination aus *grid notation* und der Transkription führt zu einer nachvollziehbaren, relativ objektiven, aber auch gleichzeitig sehr aufwändigen Notation.

Methodische Vorüberlegungen, die zugrundeliegenden Daten und die Vorgehensweise dieser Studie werden im 4. Kapitel beschrieben. Die untersuchten Daten entstammen mehreren Korpora bestehend aus ungeskriptetem, dialogischem Sprachmaterial nordamerikanischer Sprecher (Telefondaten), wobei größtenteils das „CallHome Corpus“ verwendet wird. Diese werden sowohl quantitativ als auch qualitativ untersucht, was mit einer impressionistischen, parametrischen und auditiven (durch akustische Evidenz belegten) Analyse ausgeführt wird.

Das folgende Kapitel 5 beschreibt (zunächst qualitativ dann quantitativ) anhand einer Vielzahl anschaulicher Beispiele (mit verfügbarem Audio) die Veränderungen prosodisch-phonetischer Parameter, die für die Gestaltung einer Zäsur verwendet wurden. Als Ansatzpunkt werden hier Rezipientenäußerungen (*incomings*) gewählt, da sich die Sprecher zu einem an solchen Punkten regelmäßig, wenn manchmal auch nur sehr kurz, unterbrechen und zum anderen ihre Gesprächspartner sich an etwas orientiert haben, um die Unterbrechung (sei es ein kurzes Rezipientensignal oder ein längerer Beitrag) zu platzieren. Folglich identifiziert die Autorin Zäsuren nicht anhand von syntaktischen, prosodisch-phonetischen oder anderen Parametern, sondern folgt den Entscheidungen der Sprecher. Anhand dessen können regelmäßige Veränderungen der untersuchten Parameter vor *incomings* erarbeitet werden, die anschließend auch für Zäsuren im Allgemeinen in *talk-in-interaction* als relevant identifiziert werden.

Kapitel 6 befasst sich mit konkreten Anwendungsfeldern des *cesura-approach*, bei denen die Beziehung zwischen Zäsurierung und anderen linguistischen Dimensionen von Sprache und Interaktion besonders zum Tragen kommt. So spielt die unterschiedliche Stärke von Zäsuren beispielsweise eine Rolle in der Organisation von Rezipientenreaktionen in *multi-unit-turns* (wie etwa in *wenn/dann*-Konstruktionen). Anhand unterschiedlicher *incoming*-Typen, sortiert nach Ähnlichkeit zu einem *turn* (*turn-likeness*)<sup>1</sup>, kann eine systematische Abhängigkeit zwischen *turn-likeness* und der Stärke der Zäsur ausgemacht werden. Zusätzlich dazu findet sich Evidenz für eine Beziehung zwischen Stärke der Zäsur, *turn-likeness* und syntaktisch-pragmatischen *completion points*, was die Rolle der Zäsur für die Organisation der Rezipientenreaktion in *multi-unit-turns* noch unterstreicht.

Als zweites Anwendungsfeld wird das Verhältnis zwischen der Zäsurstärke und den Grenzen semantisch-syntaktischer Einheiten betrachtet. Hier soll insbesondere aufgezeigt werden, dass der *cesura-approach* die methodische Zirkularität des *unit-approach* umgehen kann, wenn es um die Untersuchung zur Schnittstelle von Semantik/Syntax und Prosodie geht. Eine Fallstudie liefert in diesem Kapitel erste Hinweise zu einer systematischen Korrelation zwischen Zäsurierung und semantisch-syntaktischer Phrasierung.

Als letztes inhaltliches Kapitel schließt sich Kapitel 7 etwas überraschend mit Sprachvariation und Sprachwandel als weiteres Anwendungsfeld des *cesura-approach* an. Am Beispiel des Verbindungselements *and* 'und' wird gezeigt, wie der *cesura-approach* angewendet werden kann und wo er Erkenntnisse liefern kann. Hier wird unter anderem der Frage nachgegangen, wie *and* als eigentlich initiales Element eines *turns* oder einer Intonationseinheit an sein Ende umsiedeln kann. Schritt für Schritt wird anhand einer weiteren Untersuchung deduziert, dass die Zäsur vor *and* mittlerweile schwächer wahrgenommen wird, was jedoch nicht mit einer Reduktion der phonetisch-prosodischen *cues* zu erklären ist, sondern auf eine stärker gewordene Zäsur nach *and* in seiner Funktion als *turn*-Übernahmeangebot (*turn-offering particle*) zurückzuführen ist. Außerdem wird der *cesura-approach* hier eingesetzt, um die Entstehung einer Hendyadyoin-Konstruktion zu erklären, die aus einer [Verbalphrase *and* Verbalphrase]-Konstruktion entstanden ist. Die Autorin beobachtet ein graduelles Abschwächen der Zäsur vor *and* bis hin zur Nicht-Zäsur, was das Verschmelzen der beiden Teilsätze tatsächlich überzeugender erklärt, als der plötzliche Zusammenschluss zweier Intonationseinheiten zu einer.

Im 8. Kapitel werden die Hauptergebnisse und Aussagen des Buches zusammengefasst und die Vorteile des neuen *cesura-approach* kompakt aufgelistet, zum Teil mit klaren Hinweisen, für wen dieser Ansatz von Interesse sein kann. Daran schließt sich ein Ausblick mit offenen Fragen und weiteren Forschungsvorschlägen an.

Insgesamt kann ein breites Publikum aus dieser wohl durchdachten und sorgfältig erarbeiteten Monographie schöpfen. Dies gilt sowohl für Studierende, die sich zum ersten Mal mit dem Thema auseinandersetzen, als auch für etablierte Forscher, unter anderem aufgrund der anpassbaren Detailgenauigkeit der Annotation. Die unterschiedlichsten linguistischen Bereiche können von dem hier ausgearbeiteten *cesura-approach* einen Nutzen ziehen, insbesondere die Gesprächsanalyse und die interaktionale Linguistik. Interessant wäre sicherlich eine Anwendung im Bereich der Intonationsforschung, da Tonhöhenveränderungen im *cesura-approach* eine entscheidende Rolle spielen.

Ein weiterer Vorteil der ausgearbeiteten Methode ist ihre Unvoreingenommenheit, das heißt, dass nicht im Vorfeld Kategorien festgelegt werden (müssen), was neue Entdeckungen ermöglicht, sofern eine Vielzahl an phonetisch-prosodischen Parametern berücksichtigt wird. Darin liegt aller-

dings auch gleichzeitig ein praktischer Nachteil, denn je detaillierter die Annotation ausfällt, desto zeitaufwändiger und desto schwieriger lesbar wird sie. Die komplexen Transkriptionen unterbrechen darüber hinaus natürlich auch den Lesefluss. Andererseits ist die Analyse auf diese Art sehr gut nachvollziehbar, was in der vorliegenden Arbeit nicht zuletzt auch durch die vielen hilfreichen Audiobeispiele erreicht wird.<sup>2</sup>

Weniger nachvollziehbar sind einige verwendete phonetische Parameter bzw. Begrifflichkeiten, wie etwa *vocal tract configuration*, was offensichtlich in WALKERS (2004) Sinne verwendet wird und sowohl eine abduzierte Glottis als auch lingualen und labialen Nicht-Verschluss im supraglottalen Raum meint, hier aber nicht näher erläutert wird. Überdies stellt sich beispielsweise die Frage, ob eine manuelle Errechnung von *creaky voice* bzw. *glottalization* (was hier offenbar synonym verwendet wird) den Aufwand rechtfertigt oder überhaupt von Nutzen ist, da dadurch Tonhöhenveränderungen von über 20 Halbtönen entstehen und sich die gemittelte Sprecherspanne (und damit die hier errechneten *quartiles*) stark verschiebt. Dies schränkt jedoch den Mehrwert dieser gründlich ausgearbeiteten Methode nicht ein. Alles in allem handelt es sich bei dieser Arbeit um einen neuen und spannenden Ansatz, der sicherlich in vielen Bereichen weiterführende Fragen aufwirft und einen neuen Blick auf etablierte linguistische Strukturen ermöglicht.

- 1 Dies geht von kurzen Rezipientensignalen (*continuers* wie *m\_hm*) über *assessments* (*that's great*) und weiteren Zwischenstufen bis hin zu vollen Redebeiträgen (*full turn responses* die somit *turn-taking* sind) (S. 185).
- 2 Ab Audiobeispiel 40 stimmt die Nummerierung in Buch und Webseite leider nicht mehr überein, da das Beispiel im Buch nicht erwähnt wird und die Zahlen sich dadurch verschieben.

## Literatur

- AUER, PETER (2010): Zum Segmentierungsproblem in der Gesprochenen Sprache. In: InLiSt – Interaction and Linguistic Structures 49, 1–19.
- CRUTTENDEN, ALAN (1997): Intonation. 2. Auflage. Cambridge: Cambridge University Press (Cambridge textbooks in linguistics).
- SELTING, MARGRET / PETER AUER / DAGMAR BARTH-WEINGARTEN / JÖRG BERGMANN / PIA BERGMANN / KARIN BIRKNER / ELIZABETH COUPER-KUHLEN / ARNULF DEPPERMANN / PETER GILLES / SUSANNE GÜNTNER / MARTIN HARTUNG / FRIEDERIKE KERN / CHRISTINE MERTZLUFFT / CHRISTIAN MEYER / MIRIAM MOREK / FRANK OBERZAUCHER / JÖRG PETERS / UTA QUASTHOFF / WILFRIED SCHÜTTE / ANJA STUKENBROCK / SUSANNE UHMANN (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung – Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion 10, 353–402.
- WALKER, GARETH (2004): The Phonetic Design of Turn Endings, Beginnings, and Continuations in Conversation. [Dissertation, University of York, England].

JUDITH MANZONI

Trier, E-Mail: <manzoni@uni-trier.de>

ZDL 86, 2019/3, 343–347

Bridget Drinka (2017)

**Language Contact in Europe. The Periphrastic Perfect through History**

Cambridge: Cambridge University Press. 487 S. (Cambridge Approaches to Language Contact). £ 110,-

Die Perfektformen in den Sprachen Europas waren und sind der zentrale Gegenstand zahlreicher Forschungsarbeiten der unterschiedlichsten linguistischen Disziplinen. Mit dem Buch von BRIDGET DRINKA liegt nun eine zusammenführende, historische und vergleichende Analyse der Entwicklung der periphrastischen Perfektformen in den europäischen Sprachen vor. DRINKA skizziert die Entstehung und Entwicklung von Perfektformen von den indoeuropäischen Wurzeln bis hin zu den modernen europäischen Sprachen. Als zentralen Mechanismus identifiziert sie Sprachkontakt, der in spezifischen soziolinguistischen Kontexten linguistische Innovationen anstieß. Demnach war in Westeuropa der Einfluss des Lateinischen maßgeblich für die einzelsprachlichen Entwicklungen des Perfekts, während für die osteuropäischen Sprachen das Altgriechische zentralen Einfluss ausübte. Dabei haben sich sowohl im Westen als auch im Osten Europas Sprachräume mit gleichen sprachlichen Eigenschaften herausgebildet, die von DRINKA als *Stratified Convergence Zones* (gestaffelte Konvergenzzonen) bezeichnet werden. Im Gegensatz zum bekannten Konzept des Sprachbunds hat das neue Konzept der *Stratified Convergence Zone* eine dynamische Komponente: abhängig von den jeweiligen historischen und soziolinguistischen Entwicklungen kann sich das Zentrum von Innovationen mit der Zeit verschieben. Gleichzeitig bauen die sprachlichen Entwicklungen aufeinander auf und ergeben dadurch gestaffelte Schichten linguistischer Innovationen. Diese lassen sich dreidimensional in Raum und Zeit anordnen, so dass sich sowohl Kern- als auch Randgebiete mit je spezifischen Merkmalskomplexen ergeben (vgl. zum Beispiel Figure 7.4, S. 149). Die einzelsprachlichen Perfektformen und ihre Eigenschaften führt DRINKA auf spezifische Sprachkontaktsituationen in den jeweiligen historischen und soziolinguistischen Kontexten zurück.

Insgesamt besteht das Buch aus 16 Kapiteln, die sich grob in fünf Teile gliedern. Die ersten drei Kapitel bestimmen den Ausgangspunkt der Studie: Das periphrastische Perfekt wird als areales Phänomen vorgestellt, dessen Arealität durch sprachkontaktinduzierten grammatischen Wandel entstanden ist. Dieser Sprachwandel ist, so DRINKAS Überzeugung, immer sozial motiviert und resultiert aus Sprachkontaktsituationen (zum Beispiel Entwicklung der deutschen Perfektformen durch Einfluss des Lateinischen im Fränkischen Reich, Entwicklung der Durativitäts- und Iterativitätssemantik der portugiesischen Perfektformen unter Einfluss des Arabischen). Damit wird DRINKAS Studie nicht nur zu einer Arbeit über die Entwicklung und die Erscheinungsformen einer schillernden grammatischen Kategorie, sondern auch zu einer historischen Abhandlung über Sprachkontakt in Europa. Im Gegensatz zu Studien wie zum Beispiel von BYBEE / PERKINS / PAGLIUCA (1994) bewertet DRINKA das Perfekt nicht als eine einheitliche und universale Kategorie, sondern sie definiert eine Reihe von semantischen Merkmalen, die je nach kognitiven und sozialen Erfordernissen als Konzepte zur Verfügung stehen, um in morphosyntaktische Kategorien „inkorporiert“ zu werden: Gegenwartsrelevanz (*current relevance*), Resultativität (*resultative*), Abgeschlossenheit (*completive*), Perfektivität (*perfective*), inferierte Vergangenheit (*inferential past*). Als

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

universal werden dagegen die kognitiven Prozesse (wie zum Beispiel metaphorische Extension, Generalisierung) gewertet, die allgemein zur Verfügung stehen und grammatischem Sprachwandel zugrunde liegen. Nach DRINKA ist der Auslöser grammatischen Sprachwandels jedoch immer sozial motiviert: die Möglichkeit und Bereitschaft eines Sprechers, die metaphorischen Extensionen, Generalisierungen usw. zu verstehen und in das eigene sprachliche Repertoire zu übernehmen.

Der zweite Teil (Kap. 4, 5, 6) berichtet über die historische Grundlage des Perfekts im Indoeuropäischen und rekonstruiert die Ursprünge der einzelsprachlichen Perfektkonstruktionen und ihrer Bestandteile. DRINKA geht zum einen auf die synthetische indoeuropäische Perfektkategorie mit ihrer stativischen Bedeutung ein, die zur Grundlage vieler Vergangenheitsformen wurde. Zum anderen analysiert sie die verbaladjektivischen ie. \*-to- / -no- und \*-lo-Formen, aus denen sich zum einen die westlichen passivischen Partizipien und zum anderen die östlichen aktivischen Perfektperiphrasen entwickelt haben. Während sich das Verb SEIN in vielen indoeuropäischen Sprachen zum Perfektauxiliar entwickelte, ist die Herausbildung von „possessiven Perfektformen“ mit HABEN als Auxiliar vergleichsweise selten dokumentiert und beschränkt sich hauptsächlich auf westeuropäische Sprachen. Es schließt sich die genaue Analyse der Entwicklung des Perfekts im Altgriechischen und Lateinischen an – denjenigen Sprachen also, denen für die weiteren Entwicklungen maßgeblicher Einfluss zugesprochen wird. Im Altgriechischen entstanden sowohl ein SEIN-Perfekt als auch ein HABEN-Perfekt, die die Entwicklung im Lateinischen maßgeblich prägten. Im Einzelnen diskutiert DRINKA für das Altgriechische und Lateinische, wie sich die morphosyntaktischen und semantischen Eigenschaften der synthetischen und der periphrastischen Perfektformen historisch und durch gegenseitigen Einfluss ausbildeten. Die dabei entstandenen Perfektperiphrasen sieht sie als Vorlagen (*templates*), auf deren Grundlage die europäischen Sprachen ihre periphrastischen Perfektformen entwickelten.

Im dritten Teil (Kap. 7, 8, 9, 10) werden die Entwicklungen in Westeuropa nachgezeichnet. Die grundlegende Annahme ist, dass das Lateinische als zentrale Sprache der Schriftlichkeit, Bildung, Kirche und Administration des fränkischen Kaiserreichs Karls des Großen die Perfektformen der damaligen romanischen und germanischen Kontaktsprachen maßgeblich beeinflusste. Aufbauend auf das Konzept des „Charlemagne Sprachbunds“ von VAN DER AUWERA (1998), in dem die sprachlichen Gemeinsamkeiten moderner Sprachen unterschiedlicher Sprachfamilien in einem benachbarten Raum auf den intensiven Sprachkontakt innerhalb des mittelalterlichen Fränkischen Reiches zurückgeführt werden, bestimmt DRINKA Kern- und Randgebiete des Einflussbereichs des karolingischen Lateins. Die Sprachen in Frankreich, Süddeutschland und Norditalien bilden mit ihrer SEIN/HABEN-Auxiliarvarianz und der semantischen Entwicklung hin zu einem Vergangenheitstempus das Kerngebiet der Konvergenzzone. In den periphereren Sprachen blieb die semantische Opposition zwischen Perfekt und Präteritum/Aorist erhalten, gleichzeitig wurde die Auxiliarvarianz abgebaut. Im Detail werden die einzelsprachlichen Entwicklungen diskutiert und die jeweiligen Sprachkontaktszenarien dargestellt, ebenso im vierten Teil (Kap. 11, 12, 13, 14, 15), in dem die historischen Entwicklungen im Osten Europas nachgezeichnet werden. Zentral war dort die Bedeutung des Altgriechischen in Byzanz und als Sakralsprache in der griechisch-orthodoxen Kirche mit ihrem Einfluss auf das Altkirchenslawische und dem weiteren Einfluss auf die modernen Einzelsprachen und Dialekte.

Hier setzen auch die Generalisierungen des letzten Teils und zusammenfassenden Kapitels 16 an: Latein und Altgriechisch hatten durch ihre zentrale politische, kulturelle und religiöse Bedeu-



tung für West- bzw. Osteuropa einen überdachenden Effekt (*roofing effect*), der sich in den einzelsprachlichen Entwicklungen niederschlug. Des Weiteren lässt sich erkennen, dass die possessiven Perfekt- und Resultativkonstruktionen, die es in den romanischen und germanischen, aber auch in slawischen Sprachen gibt, ihren Ursprung in Westeuropa haben und erst über Sprachkontakt im osteuropäischen Raum entstanden sind: zum einen über vermittelnden altgriechischen Einfluss auf die Balkan-Sprachen, zum anderen über niederdeutschen Einfluss im Baltikum und zuletzt über hochdeutschen Einfluss auf das Tschechische, Sorbische und Polnische in Mitteleuropa. Sprachkontakt spielt auch bei der Grammatikalisierung des Perfekts zu einem Vergangenheitstempus die zentrale Rolle und wird von DRINKA als überzeugendere Erklärung gewertet als die „hodologischen“ Ansätze, die von universellen Grammatikalisierungspfaden ausgehen, entlang derer sich die einzelsprachlichen Perfektformen entwickeln (wie in BYBEE / PERKINS / PAGLIUCA 1994). So lässt sich die semantische Entwicklung plausibler über Sprachkontakt von benachbarten Sprachen erklären, als über gleichzeitige, aber voneinander unabhängige Entwicklungen. Mit der *Stratified Convergence Zone* schlägt DRINKA schließlich das oben benannte, neue Konzept vor, mit dem dynamische Sprachkontakträume beschrieben werden können, in denen es zu mehrmaligen linguistischen Innovationsschüben kommen kann, deren Ausgangszentren sich entsprechend der jeweiligen politischen, sozialen und kulturellen Entwicklungen verschieben können, deren Ursprung von DRINKA aber immer auf Sprachkontakt zurückgeführt wird.

BRIDGET DRINKA hat mit diesem Buch eine umfassende und kohärente Gesamtdarstellung der Entwicklung der periphrastischen Perfektformen in den Sprachen Europas erarbeitet, die in ihrem Umfang einmalig ist. DRINKA hat Erkenntnisse zu einer beeindruckenden Anzahl von Einzelsprachen und Dialekten verschiedener Sprachfamilien zusammengeführt. Die Zusammenschau der historischen Entwicklungen erstreckt sich auf die gesamte Sprachenvielfalt Europas und umfasst drei Jahrtausende Sprach- und Kulturgeschichte. Mit circa 1000 Titeln Forschungsliteratur trägt DRINKA eine erstaunliche Anzahl von Einzelstudien der verschiedenen Philologien (Indogermanistik, Gräzistik, Latinistik, Romanistik, Slawistik, Germanistik, Anglistik, ...) und linguistischen Disziplinen zusammen. Darunter finden sich auch eine Reihe eigener Arbeiten, die als Detailstudien unter anderem zum Indoeuropäischen, Lateinischen, Griechischen, zu den Balkan-Sprachen und zum Deutschen als Vorarbeiten für die vorliegende Gesamtdarstellung verstanden werden können. Die Argumentation wird durchgehend durch Belegstellen und Sprachbeispiele gestützt. Neben Analysen von Einzelbelegen werden auch umfangreichere, quantitative und qualitative Auswertungen in die Argumentation eingebunden. Die Analysen der einzelsprachlichen Perfektformen werden stets vor dem Hintergrund der jeweiligen historischen Ereignisse und kulturellen Kontexte sowie unter Berücksichtigung konkreter philologischer Gesichtspunkte wie zum Beispiel der Überlieferungsgeschichte und Intention des konkreten Texts vorgenommen. Insgesamt entsteht damit ein aufschlussreiches und stimmiges Gesamtbild, das die unterschiedlichsten einzelsprachlichen Entwicklungen zu einer verstehbaren und attraktiven „Gesamterzählung“ zusammenführt.

Wie ein Mosaik wird das Gesamtbild aus den Einzelbeobachtungen und -befunden zusammengesetzt. Diese einzelnen Bausteine sind für den/die Leser/in ohne Kenntnis der jeweiligen Einzelsprachen jedoch nur bedingt überprüfbar. Die Glossierung der Sprachbeispiele ist mal detaillierter, mal reduzierter – so lässt sich die Argumentation zwar insgesamt nachvollziehen, man ist jedoch oft darauf angewiesen, der vorgeschlagenen Interpretation zu folgen. Schaut man sich einzelne „Mosaiksteine“ genauer an, so ergeben sich mitunter Anschlussfragen. Beispielhaft möchte ich auf den

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Bedeutungswandel des Perfekts zu einer Vergangenheitsform eingehen, der die Perfekte der Sprachen des Kerngebiets des „Charlemagne Sprachbunds“ erfasst hat. Den Ausgangspunkt des Bedeutungswandels (*semantic shift*) bestimmt DRINKA im Pariser Französisch des 12./13. Jahrhunderts, in dem die Perfektform als expressive Form zum Ausdruck von Vergangenheit verwendet wurde, um eine anschauliche Beschreibung und lebhaftere Erzählung zu ermöglichen. Doch wie genau entsteht dieser pragmatische Vorteil der Perfektform und warum wird er nicht in anderen romanischen (oder germanischen) Sprachen ebenfalls „entdeckt“? Wie lassen sich die graduellen Modelle von zum Beispiel WAUGH (1987) oder DENTLER (1997) hier einbinden? Über den bekannten Einfluss der Pariser Kultur auf die deutschen Höfe und Kanzleien habe sich der Bedeutungswandel dann auch auf die west- und süddeutschen Dialekte ausgewirkt. Diese Annahme unterfüttert DRINKA mit Beispielen für „präteritale“ Perfektbelege aus Kölner, Trierer und Straßburger Texten aus dem 13. Jahrhundert, die – so DRINKA – wesentlich früher einen Bedeutungswandel aufzeigen als die in LINDGREN (1957) ausgewerteten ostoberdeutschen Texte. Auf Grundlage einer Stichprobe zeichnet DRINKA hier also einen zentralen und folgenschweren Sprachwandelprozess nach, der letztlich zur Ersetzung und dem Schwund der deutschen Präteritumform und der italienischen und französischen perfektiven Vergangenheitsformen führte. Auch wenn ein Zusammenhang der einzel-sprachlichen Entwicklungen aufgrund der jahrhundertelangen gemeinsamen Ereignis- und Kulturgeschichte einleuchtend ist, so fehlt doch die genaue historische und räumliche, sowie methodisch einheitliche Dokumentation der arealen Ausbreitung der Perfektexpansion, in der die kontaktlinguistischen Szenarien im Einzelnen nachgezeichnet werden.

Nichtsdestoweniger kommt die vorliegende Studie einem Handbuch zur Entwicklung der europäischen Perfektformen gleich und stellt die bisher materialreichste Studie zu sprachkontakt-induziertem Sprachwandel dar, auf die die künftige Forschung zurückgreifen wird. Als zentrale Forschungsaufgabe ergibt sich aus DRINKAS Studie, die einzelnen „Mosaiksteine“ durch weiterführende Forschung empirisch umfassend zu fundieren und im Detail „auszumalen“, dabei aber stets mit dem Gesamtbild abzugleichen. In der germanistischen Forschung sind dazu in letzter Zeit neue Studien entstanden, die auf breiter empirischer – korpuslinguistischer oder dialektologischer – Basis detaillierte Erkenntnisse zur historischen Entwicklung und Arealität der deutschen Perfekt- und Präteritumformen liefern (zum Beispiel SAPP 2009, ZEMAN 2010, BUCHWALD-WARGENAU 2012, GILLMANN 2016, FISCHER 2018, AMFT 2018) und dadurch das von DRINKA gezeichnete Bild ergänzen und weiter differenzieren können. Auch müssen widersprechende Befunde (wie zum Beispiel die vermutlich autochthone Entwicklung des isländischen HABEN-Perfekts) empirisch kritisch überprüft und mit dem Gesamtnarrativ abgeglichen werden. Des Weiteren gilt es, die zu erforschenden Sprachkontaktszenarien genau nachzuzeichnen und auf ein breites kulturwissenschaftliches Fundament zu stellen. In DRINKAS Arbeit hat sich gezeigt, wie ertragreich es ist, Sprach- und historische Kulturwissenschaft systematisch zusammenzudenken. Dieses Programm ließe sich in Zukunft noch ausbauen.





## Literatur

- AMFT, CAMILLA (2018): Das präteritale Konzept im Frühneuhochdeutschen. Zur Distribution von Präteritum und präteritalem Perfekt in Flugschriften des 16. Jahrhunderts. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 63).
- BUCHWALD-WARGENAU, ISABEL (2012): Die doppelten Perfektbildungen im Deutschen. Eine diachrone Untersuchung. Berlin/Boston: Walter de Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 115).
- BYBEE, JOAN L. / REVERE DALE PERKINS / WILLIAM PAGLIUCA (1994): The evolution of grammar. Tense, aspect, and modality in the languages of the world. Chicago: University of Chicago Press.
- DENTLER, SIGRID (1997): Zur Perfekterneuerung im Mittelhochdeutschen. Die Erweiterung des zeitreferentiellen Funktionsbereichs von Perfektfügungen. Göteborg: Acta Universitatis Gothoburgensis (Göteborger Germanistische Forschungen. 37).
- FISCHER, HANNA (2018): Präteritumschwund im Deutschen. Dokumentation und Erklärung eines Verdrängungsprozesses. Boston: Walter de Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 132).
- GILLMANN, MELITTA (2016): Perfektkonstruktionen mit >haben< und >sein<. Eine Korpusuntersuchung im Althochdeutschen, Altsächsischen und Neuhochdeutschen. Berlin/Boston: Walter de Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 128).
- LINDGREN, KAJ B. (1957): Über den oberdeutschen Präteritumschwund. Helsinki: Suomalaisen Kirjallisuuden Kirjapaino (Suomalaisen Tiedeakatemia Toimituksia. Annales Academiæ Scientiarum, Sarja-ser. B Nide-Tom. 112,1).
- SAPP, CHRISTOPHER D. (2009): Syncope as the Cause of Präteritumschwund. New Data from an Early New High German Corpus. In: Journal of Germanic Linguistics 21 (4), 419–450.
- VAN DER AUWERA, JOHAN (Hg.) (1998): Adverbial Constructions in the Languages of Europe. In Zusammenarbeit mit DÓNALL P. O BAOILL. Berlin/New York: Mouton De Gruyter (Empirical Approaches to Language Typology, EURO TYP 20–3), 813–836.
- WAUGH, LINDA R. (1987): Marking time with the passé composé. Toward a theory of the perfect. In: Lingvisticae Investigationes 11 (1), 1–47.
- ZEMAN, SONJA (2010): Tempus und „Mündlichkeit“ im Mittelhochdeutschen. Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und „historischer Mündlichkeit“ im mittelhochdeutschen Tempussystem. Berlin/New York: Walter De Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 102).

HANNA FISCHER

Marburg, E-Mail-Adresse der Autorin: <hanna.fischer@uni-marburg.de>



ZDL 86, 2019/3, 348–353

Lutz Gunkel / Adriano Murelli / Susan Schlotthauer / Bernd Wiese / Gisela Zifonun  
(2017)

**Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Nominal. Teilband 1: Funktionale Domänen, Wort und Wortklassen. Teilband 2: Nominalflexion, Nominale Syntagmen**

Unter Mitarbeit von CHRISTINE GÜNTHER und URSULA HOBERG. Berlin/Boston: Walter de Gruyter. S. I–XVI, 1–1036 und I–XIV, 1037–1974 (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache. 14.1–2). € 319,-

Die beiden vorliegenden Bände der „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ (im Folgenden: DEV-Grammatik) sind das Ergebnis des seit Jahren laufenden Projekts gleichen Namens am Institut für deutsche Sprache (IDS) in Mannheim und reiht sich in eine IDS-Tradition großer, insbesondere kontrastiver Grammatiken ein. Es kann als komparatives Pendant zu der 1997 erschienenen monumentalen dreibändigen IDS-Grammatik (ZIFONUN et al. 1997) verstanden werden.

Die DEV-Grammatik unterscheidet sich von der IDS-Grammatik im Hinblick auf die theoretischen Grundlagen: Während die IDS-Grammatik Ansätzen der modernen Syntaxtheorie sowie der logischen Semantik, insbesondere der Kategorialgrammatik, verpflichtet ist, baut die DEV-Grammatik bewusst auf der Tradition bewährter europäischer grammatischer Terminologie im Verein mit einer ausgefeilten semantischen Kategoriensystematik auf.

Mit dem Deutschen verglichen werden grundsätzlich das Englische, Französische, Polnische und Ungarische; die fünf Sprachen werden insgesamt als Vergleichssprachen bezeichnet, die vier letzteren sind (primäre) Kontrastsprachen zur primären Vergleichssprache Deutsch. Davon ist Englisch die gegenwärtig wichtigste europäische und internationale Sprache; die drei übrigen sind Nachbarsprachen des Deutschen. Auch in seiner Eigenschaft als international bedeutsame Sprache gehört das Französische selbstverständlich dazu, auch wenn es nicht unbedingt als „typische“, das heißt typologisch repräsentative romanische Sprache gelten kann. Das Polnische bietet als Vertreter der großen Gruppe slawischer Sprachen besonders viele und intrikate linguistische Vergleichsmöglichkeiten; dies gilt auch beim Ungarischen als einziger nicht-indoeuropäischer Kontrastsprache. Die Kontrastsprachen vertreten nationale europäische Sprachkulturen mit starken germanistischen Traditionen. Im Sprachenregister (Band 2, S. 1944–1947) sind mehr als 150 weitere Sprachen verzeichnet, die – als etwa „sekundäre“ Kontrastsprachen – zur Erhellung besonderer Themen ergänzend herangezogen werden.

Das Beispielmaterial entstammt hauptsächlich acht großen nationalen elektronischen Korpora („Quellenverzeichnis“, S. 1860–1861). Die zusätzlich benutzten nicht-elektronischen Quellen beschränken sich auf 24 Titel, darunter Übersetzungen eines schwedischen Kriminalromans in alle fünf Vergleichssprachen, die ein auf Textäquivalenz basierendes Vergleichsverfahren ermöglichen.

Die DEV-Grammatik ist „funktional“ ausgerichtet: Es soll kohärent und detailliert gezeigt werden, wie in den Vergleichssprachen gleiche „semantische Substanz“ (zum Beispiel HJELMSLEV 1961: 52, 102 et passim) einzelsprachlich inhaltlich-kategoriell und formal-morphologisch ausdifferenziert wird; das „Tertium Comparationis“ des Vergleichs sind „funktionale Domänen“, die in der einzelsprachigen Empirie sichtbar sind (S. 19). Dieses Verfahren ist gut geeignet, typologisch

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

relevante Ergebnisse der Vergleichsanalysen hervorzukehren, auch wenn das Werk nicht an sich als Beitrag zur allgemeinen Typologie-Forschung konzipiert ist (S. 2).

Die beiden Teilbände sind durchgehend paginiert und umfassen je zwei „Großkapitel“ (S. 6), die den in den Teilbandtiteln (vgl. oben) jeweils genannten Themenbereichen bzw. „funktionalen Domänen“ gewidmet sind: In Teilband 1 geht es im Großkapitel A um „Referenz und Identifikation“, „Nomination“, „Modifikation“, „Nominale Quantifikation“ und in B um „Wortklassen“ und „Kategorisierungen“, das heißt Genus-, Numerus- und Kasusysteme. In Teilband 2 geht es im Großkapitel C um „Genus“, „Person und Possession“, „Numerus“, „Kasus“, „Flexive in Phrasen“, „Charakteristik der deutschen Nominalflexion“ und in D um die „Syntax der Nominalphrase“, das heißt „Nominalphrasen mit adjektivischem oder partizipialem Kopf“, „Possessive Attribute“, „Nicht-possessive PP- und NP-Attribute“, „Numerativkonstruktionen“, „Relativsyntagmen“, „Partizipialattribute“ (siehe S. V–VI; ein detailliertes Inhaltsverzeichnis findet sich in Band 2, S. 1839–1859).

Die DEV-Grammatik bietet von der Zielsetzung her synchrone Vergleiche von Gegenwärtssprachen. Diachrone Perspektiven kommen, wo es die Diskussion nahelegt, auf zweierlei Weise zur Geltung: zum einen, wenn ein Phänomen in einen allgemeineren, historischen Entwicklungsverlauf einzubetten ist; und zum anderen, wenn eine Erscheinung als Ergebnis oder Stufe eines gegenwärtig zu beobachtenden Grammatikalisierungsvorgangs verstanden werden kann – das Sachregister enthält an die 50 Hinweise auf den Grammatikalisierungs-begriff oder auf spezifische Grammatikalisierungsvorgänge.

Systematische Strukturierung des Textes im Verein mit benutzerfreundlichem Layout schafft Übersichtlichkeit und erleichtert die Lektüre und den Gebrauch des Werkes. Dazu tragen auch die umfassenden Register bei. Das Sachregister (Band 2, S. 1948–1974), das etwa als *genus-species*-Systematik auf zwei Ebenen organisiert ist, umfasst allein auf der ersten Ebene fast 1100 Einträge, die auf beeindruckende Weise von der Flexibilität und Ausbaufähigkeit des der Tradition verpflichteten Fachwortschatzes zeugen. Einen über das Werk selbst hinausweisenden Nutzwert hat das Literaturverzeichnis (S. 1862–1943), in dem an die 1850 einschlägige Titel aufgeführt sind.

Es ist nicht möglich, einem dermaßen umfassenden, eine Vielzahl von Sprachen einbeziehenden Werk im Rahmen einer kurzen Rezension gerecht zu werden. Die folgenden eher knappen Bemerkungen sind unter diesem Aspekt zu sehen.

Sehr klärend sind die allgemeine Diskussion des morphosyntaktischen Kategorienaufbaus von NPs in Kapitel C6 „Flexive in Phrasen“ (S. 1283–1286) sowie deren Anwendung auf die deutsche Empirie (S. 1289–1313). In diesem Bereich der deutschen Grammatik ist „auf den ersten Blick [ein] verwirrende[s] Zusammenspiel der Markierungen an verschiedenen Bestandteilen der NP“ zu beobachten (S. 1132), das in der neueren Forschung durch Begriffe wie „Gruppenflexion“ und „flexivische Kooperation“ beschrieben wird. Insgesamt laufen die detaillierten Ausführungen auf die Annahme einer Art Inkrementalität (vgl. PHILLIPS 2003) des kategorialen Aufbaus bzw. der kategorialen Interpretation von NPs im Rahmen des Numerus bzw. Genus des Kernsubstantivs aus (vgl. zum Beispiel *der alten Frau* vs. *der alten Frauen*), die als besonderes typologisches Kennzeichen des Deutschen im Umfeld europäischer Sprachen zu gelten hat. In diesen Zusammenhang gehört auch die empirisch wohlbegründete Abrechnung mit und Ablehnung von der „DP-Hypothese“ (S. 1344–1350), die besagt, dass der Artikel als syntaktische Kopfkonstituente einer NP anzusehen sei. (Zur Bedeutung des Numerus des Kopfsubstantivs für die Interpretation der Gesamt-NP mag man auch Fälle wie *Er isst gerne Ochse(n)/Hase(n)* (S. 1320–1321) und *ein Orchester ohne Dirigent(en)*

auf S. 1323 vergleichen, wo das Numerus-Verständnis vor der formalen Kasuszeichnung den Vorrang hat.) Aus ähnlichen Gründen ist auch der kritisch differenzierende Blick auf die angebliche Universalität der (etwa generativistisch gefassten) Determinativ-Kategorie (S. 1354–1355) berechtigt.

Weitere Themen, deren Darstellung im Vergleich mit anderen einschlägigen großen Grammatiken des Deutschen als innovativ erscheinen, sind unter anderem die folgenden: die semantische Funktionsanalyse von Adjektiven im Vergleich mit anderen semantisch entsprechenden Ausdrucksmöglichkeiten im Kapitel A4 „Modifikation“ (S. 83–135); der ganze Bereich der nicht nur traditionelle Zahlwörter umfassenden „nominalen Quantifikation“ (S. 185–217); die wohlüberlegte Klassifikation von Substantiven in semantische Hauptkategorien (Propria, Appellativa, Individuativa ...; S. 408–462); Definition und Beschreibung der traditionellen „Indefinitpronomina“ (S. 719); die genaue Ausarbeitung einzelsprachlicher Stellungsregeln für attributive Adjektive (S. 1479–1498).

Sehr ergiebig sind die sehr ausführliche Diskussion verschiedener Aspekte der Kasusproblematik, bei der die klassische strukturalistische Analyse von JAKOBSON (1936) Pate gestanden hat, sowie die strukturelle Beschreibung von Genussystemen und Genushierarchien (S. 804–844), mit der Feststellung einer zugrundeliegenden „Genushierarchie“ auf zwei Ebenen (S. 819), aus der sich die Genussysteme europäischer Einzelsprachen herleiten lassen.

Trotz außergewöhnlicher inhaltlicher Breite kann gelegentlich auf weitere einschlägige Daten verwiesen werden bzw. können unter Umständen andere Beschreibungen zu erwägen sein als die von den Autoren vorgeschlagenen. Im Folgenden sollen einige solche Fälle angedeutet werden, zunächst was das Deutsche betrifft.

Die zahlreichen abgeleiteten Adjektive wie *zweiseitig*, *breitkrempig* usw. (vgl. S. 402) können wohl als Ableitungen mit phrasaler Basis analysiert werden, denn das Fehlen von Flexionsmorphemen bei den Stammlexemen (bzw. die Stammabwandlung) dürfte hier wie bei gewöhnlichen Komposita zu beschreiben sein (vgl. zum Beispiel *Großmacht* als auf *große Macht* basierendes Kompositum).

In Verbindung mit dem „generischen“ Pronomen *man*, das auf Subjektfunktion beschränkt ist, wären die Formen *AKK einen* und *DAT einem* (dazu vgl. S. 556 und 577) wegen der komplementären bzw. suppletiven Beziehung zu *NOM man* schon auf Seite 534 zu erwähnen.

Die Annahme von Pluralmarkierung durch Umlaut als „Stammänderung“ (vgl. S. 800, 853, 860) ist wegen der später formulierten, das Neuhochdeutsche kennzeichnenden phonotaktischen „Schwa-Regel“ (S. 1143) zu problematisieren, die das Antreten einer schwahaltigen Suffixvariante an einen schwahaltigen Stammausgang verbietet. Dieser Regel zufolge sind Pluralformen wie *\*Hämmere* genauso unmöglich wie etwa *\*Wagene* oder gar *\*Spatzene*. Umlaut ist demnach im Deutschen kein eigenständiges Pluralkennzeichen, sondern eine Variante des Pluralmarkers *-e* mit Umlaut, auf dem eine allgemeiner gültige phonotaktische Regel operiert. (Man vergleiche in diesem Zusammenhang auch die aufschlussreiche Darstellung der Verwendung von *-s* bzw. *-es* im Genitiv Singular und der Setzung bzw. Nichtsetzung von *-e* im Dativ Singular; S. 1243–1246, 1248–1252; zur interparadigmatischen Gültigkeit der „Schwa-Regel“ vgl. S. 1146.)

Der Terminus „Koprädikativ“ (S. 1387) wird für gewöhnlich auf Objektsprädikative bezogen, aber hier bezeichnet er sowohl „freie“, nicht valenzgebundene Subjektsprädikative als auch einige nach traditioneller Auffassung verbbezogene Adverbialbestimmungen. Die daraus resultierende Funktionsklasse heißt „Supplemente“, „die modifikativ auf eine verbale Konstituente bezogen

sind“ – eine Charakteristik, die den freien Subjektsprädikativen nicht gerecht wird. In „valenzgebunden“ scheint der „Valenz“-Begriff auf, der nirgends explizit definiert wird und auch nicht im Sachregister erscheint; dort steht nur „valenzgebunden“, wobei sich im Text auch „valenzabhängig“ findet (S. 1387).

Im Abschnitt „Rattenfängerkonstruktionen“ (S. 1779–1785) vermisst man die von BECH (1983: 79) erwähnten relativsatzeinleitenden Infinitivkonstruktionen, in denen das Relativpronomen eine Konstituente einer kontinuierlichen Infinitivkonstruktion ist, der als Gesamtheit subjunktionale Funktion zukommt, zum Beispiel: *ein Spiel*, [*das zu spielen*]<sub>IK</sub> *ihm nie leicht gefallen war*; *ein Projekt*, [*an dem mitzuwirken*]<sub>IK</sub> *er innerlich verabscheute*. In morphologischen Konfliktsituationen wie beispielsweise den später (S. 1788) beschriebenen kommen derartige „Rattenfängerkonstruktionen“ als „Aushilfskonstruktionen“ in Frage, vgl. zum Beispiel das grammatisch fragwürdige Beispiel (150a) *?das Problem*, [*dem du behauptest* [*\_ nichts hinzufügen zu wollen*]<sub>IK</sub>]. Dazu lässt sich ein grammatisch korrektes Rattenfänger-Pendant leicht konstruieren: *das Problem*, [*dem nichts hinzufügen zu wollen*]<sub>IK</sub> *du so selbstsicher behauptest*.

Schwache Maskulina sind wegen der Formgleichheit der obliquen Kasus im Singular und aller Kasus im Plural ein wenig anschauliches Beispiel für NOM–AKK-Differenzierung (S. 920). Das Vorhandensein distinktiver Vokativformen in anderen Sprachen kann nicht als Begründung für den Ausschluss des „Anredenominativs“ aus dem deutschen Kasusbestand benutzt werden (S. 953). Die weite Verwendung des Begriffs „possessives Attribut“ außerhalb des Bereichs traditioneller Zugehörigkeitsbeziehungen (S. 1568–1578, 1615, 1666 et passim) mag bei einigen Lesern terminologische Verwirrung stiften.

Aus dem Bereich der primären und sekundären Kontrastsprachen wäre Folgendes ergänzend bzw. kritisch zu erwähnen:

Angesichts der für das Englische charakteristischen weiten Möglichkeiten der Adjektivierung von Substantiven ist zu hinterfragen, warum gewisse getrennt geschriebene NPs wie engl. *Russell Square* (S. 499), *beer pint* (S. 1729), *running shoes*, *sleeping room* (S. 1811, in den beiden letzteren Fällen als alternative Analyse) für Komposita gelten. Im englischen Beispiel (107) (S. 603), wo es um Abfolgen von direktem und indirektem Objekt geht, wäre zu ergänzen engl. *I gave it him* mit der gleichen Abfolge wie die deutschen „leichten Pronomina“ in *Ich gab es ihm*. In beiden Fällen dürfte es sich um altwestgermanisches Wortstellungsrebe handeln.

Die Reihenfolge von Vor- und Familienname muss nicht (nur oder primär) „kulturabhängig“ variieren (S. 481), sie mag auch mit sprachspezifischen Operator–Operand–Abfolge- bzw. X–V- oder V–X-Regularitäten zusammenhängen oder davon abhängen. Aus dieser Sicht dürfte sich das Ungarische, wie das Japanische auch, eher erwartungsgemäß verhalten.

Gelegentlich wird auf die dem Deutschen genetisch nahestehenden, aber dennoch typologisch verschiedenen nordgermanischen (skandinavischen) Sprachen hingewiesen. Dazu hier ein paar weiterführende Kommentare.

Moderne skandinavische Sprachen werden zu Recht als Sprachen mit „multipler Definitivexponenz“ beim definiten Artikel charakterisiert (S. 307). Zusätzlich ist zu berücksichtigen, dass die alte germanische Opposition von schwacher und starker Flexion in den nordgermanischen Sprachen noch immer mit der inhaltlichen Opposition zwischen Definitheit und Indefinitheit verbunden ist (vgl. ASKEDAL 2017). Dementsprechend wäre die morphologische Charakterisierung der NP schwed. *det röda huset* ‘das rote Haus’ als „doppelte Definitivmarkierung“ (S. 315–316) in



„multiple Definitivmarkierung“ abzuändern. Inhärent definite schwache Adjektive des Schwedischen werden nach BÖRJARS (1998) als Beispiele für „Determinative“ herangezogen (S. 1432), was wegen der noch bestehenden allgemeinen Opposition zwischen Definitheit und Indefinitheit in nordgermanischen Adjektiven nicht zu überzeugen vermag.

Die festlandskandinavischen Pronomina mit *d*-Anlaut, die traditionell für Personalpronomina gehalten werden, werden als „keine genuinen Personalpronomina“, „die aus dem Inventar der Demonstrativa übernommen [sind]“ (S. 537) charakterisiert; sie sind angemessener als ins Paradigma der Personalpronomina integrierte weiter- oder regrammatikalisierte Demonstrativa zu bezeichnen.

Als Ergänzung zur Darstellung von grammatikalisierter Reflexivität und Reziprozität (S. 616–672) wäre die im Isländischen (und Färöischen) fest etablierte (THRAÍNSSON 2007: 465–473, 487) (und im Norwegischen zunehmend übliche) Satzgrenzen überschreitende „long distance“-Reflexivierung kontrastiv einschlägig.

Bei der Diskussion der Stellungsmöglichkeiten von Possessiva und dem bestimmten Artikel (S. 707, 709) wäre ein Hinweis auf den Typus norw. *boken min*, wörtlich ‘Buch-def mein’, das heißt ‘mein Buch’ angebracht, wo, etwa wie im Gotischen, das Possessiv dem Substantiv nachgestellt ist (vgl. gotisch *namo þein*, wörtlich ‘Name dein’, das heißt ‘dein Name’) und ein seit etwa dem elften Jahrhundert neu entwickeltes Artikelsuffix am Substantiv hinzugekommen ist. Derartige Konstruktionen veranschaulichen, wie die in den germanischen Sprachen aufs Ganze gesehen dominante Voranstellung der Possessiva das Ergebnis ihrer Eingliederung in eine expandierende Klasse pränu-klearer Determinativa ist.

In Zusammenhang mit der „informationsstrukturellen Natur“ von „Spaltsätzen“ (S. 1764) scheint ein Hinweis auf ihre Neigung zur weitergehenden Verallgemeinerung bzw. Grammatikalisierung in Fragesätzen angebracht, vgl. zum Beispiel norw. *Hva er det [som] han har gjort?*, frz. *Qu'est-ce qu'il a fait?*; wörtlich ‘Was ist es, was/das er getan hat?’, das heißt ‘Was hat er getan?’, norw. *Når var det [at] hun kom?*, wörtlich ‘Wann war es, dass sie kam?’, das heißt ‘Wann kam sie?’.

Die beiden Bände sind von hervorragender drucktechnischer Qualität. Mir sind nur ganz wenige Druckfehler aufgefallen, im Deutschen nur die folgenden (meine Korrekturen sind durch eckige Klammern oder Überstreichungen markiert): zwischen klassifikatorischen ... Prädikative[n] (S. 341), eines Element[s] der (S. 409), [die] „minimal markierte“ (S. 555), syntak[t]ischen (S. 1495), als [das] deines (S. 1628), *des Haus[es]* (S. 1667), Variante; wird (S. 1667), der Domäne, de[r] sie zuzuordnen sind (S. 1733), Gebra[u]ch (S. 1823). Druckfehler in den Kontrastsprachen sind: engl. *Burdidan's* (S. 57), frz. *don[n]ées* (S. 1453), frz. *[é]quilibre* (S. 1528), frz. *chaudmi* (S. 1543), isl. *-[v]opn* (S. 1626), engl. *The [C]omedians* (S. 1673), frz. *bi[è]re* (S. 1721), norw. *ll[y]kkelig* (S. 1788). Auf Seite 1125 dürfte *Dickins* (dreimal) eine Fehlschreibung für *Dickens* sein. In Beispiel (108) (S. 993) sind „c.“ und „d.“ durch jeweils „a.“ und „b.“ zu ersetzen. In der Übertragung des Beispiels (129) engl. *Of course, all the Committee would want to read the book* (S. 772) als ‘Natürlich würde das ganze Komitee das Buch wollen’ vermisst man zwischen den beiden letzten Wörtern den Infinitiv „lesen“.

Die DEV-Grammatik ist eine Fundgrube solide ermittelter Daten und präzise durchdachter, häufig weiterführender Analysen. Viele der Diskussionen zu Einzelthemen sind dermaßen ausführlich, dass sie Spezialuntersuchungen gleichkommen. Die funktionale Orientierung der Darstellung sowie die begrifflich angereicherte, aber in ihren Grundlagen traditionelle und allgemein vertraute Terminologie erlauben es den Autoren, eine breite Palette an einzelsprachbezogenen sowie vor al-



lem komparativen Erkenntnissen zu er- und vermitteln, ohne sich von einem umfassenden formalen Apparat abhängig zu machen. Das Werk ist insgesamt eine Pionierleistung, deren Nutzwert für kontrastive Forschung, Lehre und Grammatikographie der verglichenen und weiterer Sprachen auf Jahre hinaus unbestreitbar sein dürfte. Es ist zu hoffen, dass auf die beiden jetzt vorliegenden Bände zum Nomen in absehbarer Zeit weitere Bände zum Verb sowie zu den übrigen Wortarten folgen werden.

## Literatur

- ASKEDAL, JOHN OLE (2017): On Germanic Definiteness Marking in Comparison with Balto-Slavic. In: *Interdisciplinary Journal for Germanic Linguistics and Semiotic Analysis* 22, 151–210.
- BECH, GUNNAR (1983): *Studien über das deutsche Verbum infinitum*. 2., unveränderte Auflage mit einem Vorwort von CATHRINE FABRICIUS-HANSEN. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten. 139) [1. Auflage: 1955].
- BÖRJARS, KERSTI (1998): *Feature distribution in Swedish noun phrases*. Oxford [u. a.]: Blackwell (Publications of the Philological Society. 32).
- HJELMSLEV, LOUIS (1961): *Prolegomena to a Theory of Language*. Translated by FRANCIS J. WHITFIELD. Madison, WI: The University of Wisconsin Press.
- JAKOBSON, ROMAN (1936): Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre. Gesamtbedeutungen des russischen Kasus. In: *Travaux du cercle linguistique de Prague* 6, 240–288.
- PHILLIPS, COLIN (2003): Linear Order and Constituency. In: *Linguistic Inquiry* 34 (1), 37–90.
- THRÁINSSON, HÖSKULDUR (2007): *The Syntax of Icelandic*. Cambridge: Cambridge University Press (Cambridge Syntax Guides).
- ZIFONUN, GISELA / LUDGER HOFFMANN / BRUNO STRECKER / JOACHIM BALLWEG / URSULA BRAUSSE / EVA BREINDL / ULRICH ENGEL / HELMUT FROSCH / URSULA HOBERG / KLAUS VORDERWÜLBECKE (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin/New York: De Gruyter (Schriften des Instituts für deutsche Sprache. 7.1–7.3).

JOHN OLE ASKEDAL

Oslo, E-Mail: <j.o.askedal@ilos.uio.no>

ZDL 86, 2019/3, 353–356

Helga Kotthoff / Damaris Nübling (2018)

### **Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht**

Unter Mitarbeit von CLAUDIA SCHMIDT. Tübingen: Narr Francke Attempto. 393 S. (narr Studienbücher). € 26,99

„Was für das Deutsche fehlt, ist eine möglichst wertungsfreie Genderlinguistik, die den Einfluss der sozialen Variable Geschlecht auf ‚die Sprache‘ (das System) und ‚das Sprechen‘ (Sprachverwendung, Gespräche) untersucht [...]“ (S. 13). Diesem Ziel werden KOTTHOFF und NÜBLING gerecht und beheben mit ihrem Grundlagenwerk ein akutes Desiderat der deutschsprachigen Lin-

guistik. Auf fast 400 Seiten behandeln sie ausführlich verschiedene Aspekte des Sprachsystems und des Sprachgebrauchs aus genderlinguistischer Perspektive.

Die ersten beiden Kapitel (S. 13–51) führen grundlegend in die Thematik der Genderlinguistik und der Genderstudien ein. In Kapitel 1 werden der Untersuchungsgegenstand und zentrale Begriffe definiert, zudem wird darauf hingewiesen, dass die Autorinnen einen gemäßigten sprachlichen Konstruktivismus vertreten und sich gegen radikalkonstruktivistische Perspektiven (vgl. beispielsweise BUTLER 1991) deutlich abgrenzen. Gegebenenfalls wäre hier eine eher komplementäre Haltung möglich gewesen (vgl. beispielsweise DEGELE 2008). Inhalt von Kapitel 2 sind die Verfahren der sprachlichen Indexikalisierung/Indizierung beziehungsweise Relevanzsetzung von Gender (beispielsweise *doing gender*, *indexing gender*). Hierbei finden zentrale Studien Berücksichtigung. Dieses grundlegende Kapitel hätte insgesamt strukturierter und verständlicher verfasst werden können – ein „roter Faden“ lässt sich schwer erkennen. Auch wäre gegebenenfalls eine soziologischere Ausrichtung zu überdenken, um vor der linguistischen Auseinandersetzung allgemein in die Genderstudien einzuführen.

In den Kapiteln 3–10 (S. 53–222) werden verschiedene Bereiche des Sprachsystems genderlinguistisch betrachtet. Zunächst werden Prosodie und Phonologie behandelt (Kap. 3). Es wird gezeigt, wie Stimmen, gerade weil zwischen den Geschlechtern an sich keine großen Unterschiede bestehen, durch verschiedene phonetische Merkmale (unter anderem Grundfrequenzeigenschaften) genderisiert werden, sodass es zu weiblich und männlich klingenden Stimmen kommt. An dieser Stelle wäre ein stärkerer Einbezug der Forschung (vgl. überblicksartig GAUDIO 1994) wünschenswert gewesen. Das nächste Kapitel ist der Nominalklassifikation gewidmet. Zunächst wird innerhalb der Flexion eindrucksvoll dargestellt, wie Geschlechterunterschiede durch Wechsel von Deklinationsklassen, durch Abbau von Suffixen oder Genuswechsel „tief in die Organisation von Flexionssystemen diffundiert“ sind (S. 65). Daraufhin werden die komplexen Zusammenhänge zwischen Genus und Geschlecht – auch in ihrer Diachronie – nachvollziehbar ausgeführt und hierbei gezeigt, dass die verlässlichste und produktivste Regel der Genuszuweisung im Deutschen das Genus-Sexu-Prinzip ist. Als wichtiger Einflussfaktor auf Flexionsklassen und das Genus-Sexu-Prinzip wird zudem die Belebtheitsskala herausgestellt. In Kapitel 5 geht es um das so genannte generische Maskulinum, das laut den Autorinnen (richtigerweise) nicht generisch ist, sodass als besserer Terminus „geschlechtsübergreifendes Maskulinum“ eingeführt wird. Es werden zahlreiche Studien zu dem Thema, umfassend und verständlich, referiert mit dem Ergebnis, dass es ein Spektrum an Faktoren gibt, die die Geschlechterrepräsentation beeinflussen: konkrete Referenzform, Genus, Numerus, Grad an Referenzialität, lexikalischer Genderisierungsgrad, mövierte Korrelate, Kontext, Geschlecht der Versuchspersonen. Allgemein erzielt das geschlechtsübergreifende Maskulinum aber häufig nicht seine Wirkung. In der Morphologie (Kap. 6) werden Verfahren behandelt, die Geschlecht(er) markieren (beispielsweise Femininmövierungen) und neutralisieren. Hier sind die Bezeichnungen für Frauen fast immer markierter und aufwändiger sowie oft abgeleitet. Außerdem lassen sich Genderpräferenzen bei der Diminution feststellen und auch bei symmetrischen (morphosyntaktischen) Verfahren kommt es oft zum *male bias*. Für die Syntax (Kap. 7) lässt sich kein geschlechterexklusiver Gebrauch feststellen, wohl aber verfestigte Sprachgebrauchsmuster, beispielsweise bei Binomialen (*Mann* und *Frau*). Hier zeigt sich, dass unter anderem bei statusbehafteten Rollen *male-first* gilt, bei Verwandtschaftsbezeichnungen hingegen *female-first*. Dass Wandel aber möglich und im Gange ist, illustriert die heute übliche Abfolge (*Schülerinnen*

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

und *Schüler*), die seit den 1970er dominiert (S. 158). Im Kapitel zu Lexikon und Semantik (S. 8) stellen die Autorinnen dar, wie lexikalische Einheiten von Geschlecht und Geschlechterordnungen beeinflusst sind (vgl. *Mann, Frau*), dass semantischer (pejorisierender) Wandel vor allem weibliche Personenbezeichnungen betrifft (entgegen KELLER 1990) und wie unter anderem Wörterbücher alte Geschlechterrollen konservieren. Interessant ist der Abschnitt zur Linguistik, die durch teilweise Überbetonung der Variable „Geschlecht“ selbst an der Verfestigung und Konstruktion von Geschlechterunterschieden beteiligt ist. Auch Namen (vor allem Personennamen) können genderlinguistisch untersucht werden (Kap. 9 „Onomastik“); sie sind eine wichtige Instanz der Geschlechtermarkierung. Zwar kommt es immer häufiger zu onymischem Degendering bei phonologischen Strukturen (vgl. *Lukas > Luca*), doch bestehen nach wie vor deutliche formale Unterschiede zwischen Frauen- und Männernamen. Bei weiblichen Familiennamen wird (bzw. wurde) zudem oft das Geschlecht angezeigt (*die Lutherin*) und weibliche Rufnamen sind in einigen Dialekten des Deutschen Neutra. Im Kapitel 10 zur Schreibung werden vor allem verschiedene grafische Verfahren eines geschlechtergerechten Sprachgebrauchs (beispielsweise Binnenmajuskel) beziehungsweise darüberhinausgehende Verfahren (beispielsweise Genderstern) diskutiert. Diese sind durch die visuelle Wahrnehmung salient, zudem häufig umstritten und mit unterschiedlichen sozialen Gruppen assoziiert. Oft sind die leserseitigen Effekte noch nicht überprüft.

Inhalt der Kapitel 11–15 (S. 223–349) sind verschiedene Aspekte des Sprachgebrauchs aus genderlinguistischer Perspektive. Kapitel 11 zeichnet die Relevanz und die kommunikative Aneignung von Gender (Gendersemiotik) von der Geburt bis zur Schule bei Kindern nach und nimmt dabei eine ko-konstruktive Perspektive ein. Es wird – auch anhand einiger Studien – gezeigt, dass körperliche Unterschiede eher unbedeutend sind und vor allem – indirekt – im Alltag binäre Geschlechterschemata entstehen. Im zwölften Kapitel („Gender in der Soziolinguistik“) werden zahlreiche Studien thematisch-chronologisch referiert und besprochen (VON LABOV 1966 bis ECKERT 2000). Dabei kommen die Autorinnen zu dem Ergebnis, dass anstatt von festen Korrelationen von Geschlecht und Sprechweisen, eher von spezifischen sozialen Selbst- und Gruppenstilisierungen auszugehen ist. Sprechweisen fungieren als soziale Indices und stehen in Verbindung mit anderen Stilmitteln. Sie müssen stets kontextualisiert werden. Das darauffolgende Kapitel (13 „Gender im Gespräch und darüber hinaus“) ist konversationsanalytisch angelegt und enthält Ausführungen zu unter anderem Redezeiten, Unterbrechungen und Rezeptionskundgaben. Zudem behandelt es Humor und Mode aus einer genderlinguistischen Perspektive. Ergebnis der Ausführungen hier ist, dass sich keine geschlechterexklusiven Gesprächsstilistiken bestimmen lassen, es jedoch Indices für die Konstruktion bestimmter Weiblichkeiten und Männlichkeiten (als Typen) gibt. Ein wichtiger Faktor, vor allem bei der Analyse von Gesprächen, ist zudem Status. In Kapitel 14 („Fernsehen, Radio und Printmedien“) werden die (sprachlichen) Konstruktionen und Repräsentationen von Geschlecht in den Medien des Titels und außerdem in der Werbung dargestellt. Hier zeigen die Autorinnen, dass Männer (nach wie vor) die Massenmedien dominieren und dass vor allem in der Werbung die (Re-)Produktion von Weiblichkeiten häufig die Erotik(-tauglichkeit) fokussiert. Das Einführungswerk schließt mit einem Kapitel (15) zu neuen Medien. Auch hier werden zentrale Studien referiert, auf deren Grundlage geschlossen werden kann, dass es keine eindeutigen Geschlechterunterschiede in der Nutzung und Gestaltung im Netz gibt, aber wie allgemein in der Kommunikation (siehe oben) genderindizierte Kommunikations- und Schreibstile in den neuen Medien genutzt werden können (beispielsweise bei „WhatsApp“).

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Die besprochene Einführung in die Genderlinguistik füllt auf hervorragende Art ein akutes Desiderat – gerade vor dem Hintergrund der aktuellen Debatten. Es ist einerseits gut für Personen geeignet, die sich noch nicht mit den Themen auseinandergesetzt haben und eine grundlegende Einführung wünschen, andererseits bietet es auch versierteren Leserinnen und Lesern neue Informationen und vielfältige Anknüpfungsmöglichkeiten. Die Autorinnen schlagen also genau den richtigen Mittelweg zwischen dem etwas breiter gefächerten Duktus einer Einführung und der wissenschaftlichen Tiefe ein. Dabei ist das Buch überwiegend gut zu lesen und durch zahlreiche Beispiele und Belege auch ansprechend und nachvollziehbar gestaltet. An manchen Stellen hätten die Ausführungen jedoch pointierter formuliert und zielgerichteter strukturiert werden können. Ein grundlegendes praktisches Problem von gender- und auch queerlinguistischen Beiträgen sind pauschale Referenzen (*Frauen, Männer*). Zwar wird zu Beginn der Einführung (S. 14) darauf hingewiesen, dass Gender „hochvariabel, kontingent und historisch wandel- inkl. umkehrbar ist“, doch hätte dies – und die Folgen daraus – noch klarer herausgestellt werden müssen beziehungsweise deutlicher ausgeführt werden können, dass Identitäten multipel sind, es also stets um sprachliche Konstruktionen und strukturelle Reflexe von Weiblichkeiten und Männlichkeiten geht. Ansonsten könnten pauschale Referenzen generalisierend gelesen werden, was – wie gezeigt – nicht intendiert ist. Bei der Reproduktion von Studien müsste dies dann gegebenenfalls auch kommentiert werden. Für die nächste Auflage sind einige orthografische, formelle und stilistische Quisquilien zu überarbeiten. Als besonders positiv herauszustellen ist die deskriptiv-empirische Anlage der Einführung, die zunächst fundiertes Wissen liefert, welches dann – bei Bedarf – zu gesellschaftlichen Rückschlüssen führen kann und die dem Ziel einer wertungsfreien Genderlinguistik gerecht wird. Außerdem werden stets weitere Fragestellungen aufgezeigt, die zu eigenen Forschungen anregen, sodass sich diese Einführung nicht nur als informativ, sondern auch als inspirierend beschreiben lässt.

Insgesamt kann das gelungene Buch als Grundstein für folgende Auseinandersetzungen mit dem Thema gelten, dessen Lektüre dringend zu empfehlen ist – gerade denjenigen, die genderlinguistische Debatten führen, dabei aber oft linguistisches Wissen vermissen lassen.

## Literatur

- BUTLER, JUDITH (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- DEGELE, NINA (2008): *Gender/Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Fink (Basiswissen Soziologie).
- ECKERT, PENELOPE (2000): *Linguistic Variation as Social Practice. The Linguistic Construction of Identity in Belten High*. Oxford: Blackwell.
- GAUDIO, RUDOLF P. (1994): *Sounding gay: pitch properties in the speech of gay and straight men*. In: *American Speech* 69 (1), 30–57.
- KELLER, RUDI (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen: Francke (UTB. 1567).
- LABOV, WILLIAM (1966): *The Social Stratification of English in New York City*. Washington D. C.: Center for Applied Linguistics.

LARS VORBERGER

Marburg, E-Mail: <lars.vorberger@deutscher-sprachatlas.de>

ZDL 86, 2019/3, 357–359

Carsten Keil (2017)

**Der Vokaljäger. Eine phonetisch-algorithmische Methode zur Vokaluntersuchung. Exemplarisch angewendet auf historische Tondokumente der Frankfurter Stadtmundart**

Hildesheim [u. a.]: Olms. XVI, 513 S. (Deutsche Dialektgeographie. 122). € 88,-

Der „Vokaljäger“ ist laut Definition des Autors eine „algorithmische Prozesskette zur automatisierten Klassifikation phonetischer Merkmale in monophthongischen Vokalen“, also eine computergestützte Software auf der Basis des weltweit häufig benutzten akustischen Analyseprogramms „Praat“. Zu den breitgefächerten Benutzungsmöglichkeiten und Kapazitäten dieses Computerprogramms siehe auch detaillierter MAYER (2017). Obzwar der Autor dieses Werkzeug „in der Ferne zur Germanistik“ (S. 2) und der Dialektforschung sieht, um damit die detaillierte Beschreibung des gesamten Apparats im Buch zu untermauern, soll hier der Hinweis darauf stehen, dass phonetische Untersuchungen immer ein wesentlicher – in manchen Epochen überdurchschnittlich repräsentierter – Bestandteil der Erforschungsmöglichkeiten der deutschen Dialekte und anderen sprachlichen Varietäten des Deutschen waren. Obwohl seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts die Anzahl der phonetisch orientierten Arbeiten abnimmt, ist anzunehmen, dass sie auf Grund der theoretisch wie methodisch herrschenden Vielfalt in der Dialektforschung auch im weiteren eine ihr entsprechende Rolle spielen werden. Im Mittelpunkt von experimentell-phonetischen Untersuchungen stehen im Allgemeinen die artikulatorischen, akustischen und perzeptiven Vorgänge während der lautsprachlichen Kommunikation, in der die menschliche Sprache eine materielle Verkörperung im konventionellen System von Sprechsignalen erfährt (vgl. VALACZKAI 1998: 13). Gerade seit dieser Zeit nach der Revolution im EDV-Bereich und der internetbasierten Kommunikationsformen, erfuhren auch die akustischen Analysen einen nie vorher vorhandenen Aufschwung.

Das wichtigste Forschungsobjekt des Werkes sind die Tondokumente der Stadtdialektform von Frankfurt. Für die wissenschaftliche Reflexion einer gesprochenen Form des Dialekts sind die diversen Möglichkeiten der Schallkonservierung enorm wichtig. Dies wurde sehr früh erkannt und führte zur Gründung der sogenannten „Phonogrammarchiv“, zuerst 1899 in Wien, 1909 an der Universität Zürich und 1920 in Berlin. Das Ziel einer Archivierung wurde auch bei der nächsten großen Welle zur Erfassung der deutschen Dialekte nach dem Zweiten Weltkrieg verfolgt, unter anderem auch bei den Aufnahmen, die die deutschen Dialekte in den Sprachinseln von Ost-Mitteleuropa in einer kritischen Phase des Sich-Auflösens festhalten wollte. Das während fast eines Jahrhunderts gesammelte Material – zum Teil als Anhang zu den Sprachatlanten – stellt eine bedeutende „Schatztruhe“ der deutschen Dialektologie dar, auch wenn sehr oft der Vorwurf in den Raum gestellt wird, dass die Aufnahmen nicht miteinander zu vergleichen seien, da sie mit unterschiedlicher theoretischer Fundierung stattgefunden haben, bzw. spontane Äußerungen seien, die man lediglich als Idiolekte auffassen könnte. Aufnahmen, bei denen vergleichbare Ergebnisse durch das Vorgeben zum Beispiel der Wenker-Sätze oder einer spezifischen Wortliste ermöglicht wurden, büßen wohlgerne die Natürlichkeit von der spontanen Redeform ein (vgl. BRENNER 2004: 23).

Als nächstes soll die Relevanz und die Deutung der Untersuchung von KEIL in einem breiteren Zusammenhang der theoretischen Fragestellung dargestellt werden. Analysen der akustischen Form der menschlichen gesprochenen Sprache beziehen sich darauf, den vom Menschen produzierten Sprechschall zu untersuchen. Der mit unseren Sprechwerkzeugen erzeugte Sprechschall setzt sich aus immens fein strukturierten komplexen Schwingungen zusammen und ist so fähig, als materieller Träger von sprachlichen Inhalten zu funktionieren. Verschiedene Parameter von dieser akustischen Erscheinungsform der Rede können mit messphonetischen Methoden ermittelt und bewertet werden. Mit den neueren Instrumenten und Softwares sind auch wesentlich realitätsnähere Ergebnisse zu erzielen, da zum Beispiel nicht nur in lebensfremden schalldichten Räumlichkeiten aufgenommene Redeteile erforscht werden können, sondern auch Teile von spontanen Reaktionen. Des Weiteren ist zu erwähnen, dass dank dieser neuen technologischen-rechnerischen Entwicklung auch der Umfang der untersuchten Korpora wesentlich größer geworden ist, so dass die Schlussfolgerungen eine breitere empirische Basis aufweisen können. Auch im Werk von KEIL ermöglichte die ausgewählte moderne phonetisch-algorithmische Methode die detaillierte Analyse von historischen Tondokumenten, mitsamt einer statistischen Auswertung und Bewertung der erzielten akustischen Daten.

Diese akustischen Daten sind aus der Perspektive einer sprachwissenschaftlichen Analyse auch deswegen relevant, weil es nach den meisten Hypothesen über die Sprachperzeption eine erste, sogenannte auditive Wahrnehmungsebene gibt. Auf dieser Ebene erfolgt eine primäre akustische Analyse des Sprechschalls, wobei derselbe in seine unmittelbaren physikalisch-akustischen Bestandteile wie temporale Verhältnisse, Komponenten der Frequenz und des Schallpegels (das ist die Intensität) zerlegt und dann in der Form von bioelektrischen Erregungsmustern im Hörnerv zum Gehirn weitergeleitet wird. Diese akustischen Sinnesdaten werden dann im sogenannten akustischen Gedächtnis gespeichert und mit den entsprechenden Vorkenntnissen und Erfahrungen, das heißt mit den entsprechenden Bereichen des eigenen sprachlichen Kodes verglichen. Auf der zweiten – phonetischen – Wahrnehmungsebene erfolgt dann die Analyse und Verarbeitung dieser Sinnesdaten. Dass diese angeführten Ebenen der Perzeption existieren, wird durch diverse Experimente und Messungen (Abhörtests, EEG-Untersuchungen) untermauert, so dass auch hier eine von der sprachwissenschaftlichen Sicht her erfolgreiche Verwendung derselben festzuhalten ist.

Des Weiteren sind mit experimentell-phonetischen Methoden die genauen artikulatorischen, akustischen oder perceptiven Daten der entsprechenden Dialektform zu ermitteln, wie dies bezüglich der Vokale der Frankfurter Stadtdialektform im Werk geschehen ist. Die in der lautsprachlichen Kommunikation wichtigen Parameter der deutschen Dialektformen einer Ortschaft oder einer Region ermöglichen dann diverse Vergleiche oder es kann aber auch die Abgrenzung von verschiedenen Merkmalen mit denselben Methoden auf einer exakten Weise belegt und bewerkstelligt werden. Bei Streitfällen, die auf ganz feinen phonetischen Unterschieden beruhen, können anhand solcher Methoden und Daten eventuell neuere Erkenntnisse zum Thema erreicht werden, die zur Lösung solcher Problematiken beitragen können (vgl. BRENNER 2004: 22). Auch bei der Untersuchung von konkreten Merkmalen bezüglich sprachsoziologischer Aspekte können diese Methoden dazu verwendet werden, nachweisbare und vergleichbare Daten zu ermitteln, aus denen Schlussfolgerungen über die soziale Gliederung dieser sprachlichen Erscheinungen gezogen werden können.



Der Band gliedert sich in drei Hauptteile, die der Autor auf Seite 3 tabellarisch und übersichtlich-detailliert abbildet. Dies ermöglicht dem Leser die acht inhaltlichen Hauptkapitel nach den dargestellten logischen Schritten zu erfassen. Teil I. umfasst die Kapitel über die messphonetischen Grundlagen, Teil II. enthält die anhand der algorithmischen Klassifikationsphonetik entstandenen theoretisch-praktischen Rahmen der Untersuchung und die Ergebnisse bezüglich der Varietät des Standarddeutschen, Teil III. letztendlich stellt das phonologische System des Frankfurter Stadtdialekts vor, um die darauffolgenden Kapitel der Ergebnisse der analysierten Tondokumente zu untermauern. Im ersten Teil werden die messphonetischen Einzelheiten geschildert, nach einer Einführung in die wichtigsten Begriffe der Phonetik, Phonologie und Signaltechnik. In Kapitel 3 erfolgt die Einführung der messphonetischen Begriffe, die Einzelheiten der Formantenmessung und die Verfahren werden dargestellt, die mit dem VokalJäger in Bezug auf nicht normierte Sprachkorpora geeicht wurden. In Kapitel 4 werden die Ergebnisse der exemplarischen Analyse präsentiert, die mithilfe des Vokaljägers am Beispiel des Kieler Korpus bezüglich des Hochdeutschen ermittelt wurden. Im zweiten Teil stehen die klassifikationsphonetischen Methoden und Ergebnisse im Mittelpunkt, anhand des neuen Konzepts des „gleitenden phonetischen Merkmals“ (S. 5).

Die phonologische Systematik liefert in diesem Zusammenhang besonders wertvolle Einblicke in die Entwicklung der Stadtsprache von Frankfurt. Wie die Ergebnisse der Studie zeigen, die im dritten Teil detailliert geschildert werden, kann anhand der untersuchten historischen Dokumente von 1825 bis 1945 eine langsame Entwicklung der Frankfurter Stadtsprache nachgewiesen, danach aber eine rapide Veränderung festgestellt werden. Wie der Autor in Kapitel 10.2 „Ausblick“ andeutet (S. 431), können weitere Tonaufnahmen in entsprechenden Studien mit derselben Methodik untersucht werden, die die Situation nach 1945 zum Beispiel in einer diachronen Entwicklungsgeschichte darstellen können. Zusammenfassend reiht sich das Werk von KEIL gut in eine doch immer größere Reihe von messphonetisch fundierten Arbeiten zu deutschen Dialekten ein. Ähnliche Studien anhand von neuem Tonmaterial, aber auch anhand von archivierten Aufnahmen bringen neue Kenntnisse über die Eigenart und Entwicklung der deutschen Dialekte, die nicht nur aus der Sicht der germanistischen Linguistik von Belang sind.

## Literatur

- BRENNER, KOLOMAN (2004): Plosive der deutschen Dialekte in West-Ungarn. Eine kontrastive akustische Analyse. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (Budapester Beiträge zur Germanistik. 44).
- MAYER, JÖRG (2017): Phonetische Analysen mit Praat. Ein Handbuch für Ein- und Umsteiger. Handbuch-Version 2017/09, URL: [http://praatpfanne.lingphon.net/downloads/praat\\_manual.pdf](http://praatpfanne.lingphon.net/downloads/praat_manual.pdf), Stand: 21.12.2017.
- VALACZKAI, LÁSZLÓ (1998): Atlas deutscher Sprachlaute. Wien: Edition Praesens.

KOLOMAN BRENNER

Budapest, E-Mail: <brenner.koloman@btk.elte.hu>

ZDL 86, 2019/3, 360–362

### Niedersächsisches Wörterbuch (1965 ff.)

Bearbeitet von ECKHARD EGGERS / JENS VOLQUARD GONNSEN / WOLFGANG JUNGANDREAS / GISBERT KESELING / WOLFGANG KRAMER / MAIK LEHMBERG / KARIN SCHADE / ULRICH SCHEUERMANN / MARTIN SCHRÖDER / PETER WAGENER. Band 1 ff. Neumünster: Wachholtz Verlag – Murmann Publishers

Die oben verwendete bibliographische Angabe stammt von MAIK LEHMBERG (2016), sie listet in alphabetischer Reihenfolge die Namen aller Bearbeiter auf, die seit Erscheinen der ersten Lieferung am Wörterbuch beteiligt waren, gleichzeitig ist es ein Bruch mit der Tradition, dass zuerst der Herausgeber oder Arbeitsstellenleiter erwähnt wird.

Im Jahre 2011 wurden Band sieben und acht des größten Mundartwörterbuches im niederdeutschen Raum abgeschlossen und seitdem erschienen mit großer Regelmäßigkeit Lieferungen der zukünftigen Bände, so im Jahre 2017 die siebzigste Lieferung (IX, 7): *Prümkenmest-quutschig*, bearbeitet von MARTIN SCHRÖDER, womit Band IX abgeschlossen ist; vierundsiebzigste Lieferung (X, 4): *rüten-Schäpigarve*, bearbeitet von MAIK LEHMBERG; einundachtzigste Lieferung (XI, 3): *Snürebändken-sparbenig*, bearbeitet von ECKHARD EGGERS. Das heißt, dass drei Bände gleichzeitig bearbeitet werden. Diese rege Produktion zeigt, dass die Neukonzeption vom Jahre 2000 sich als erfolgreich erwiesen hat.

Im Laufe der Jahre sahen sich große langfristige Wörterbuchprojekte mit Finanz- und personellen Problemen sowie mit veränderten wissenschaftlichen Erkenntnissen und Theorien konfrontiert. Wie das NSW damit umgegangen ist, zeigen nicht nur die Einführungen zu den verschiedenen Bänden, sondern auch die Dissertation von GERRIT APPENZELLER (2011), der anhand des „Niedersächsischen Wörterbuchs“ (NSW) „ein Kapitel aus der Geschichte der Großlandschaftslexikografie“ sehr ausführlich beschreibt – eine eindrucksvolle Geschichte.

Es lassen sich für die lange Bearbeitungszeit des NSW zwar auch selbstverschuldete Gründe finden, aber laut APPENZELLER (2011: 394) ist das Mundartwörterbuch nicht nur Teil der Wörterbuchgeschichte, sondern auch der allgemeinen, und diese verläuft ebenfalls nicht linear. „Ungeachtet all dieser unterschiedlichen Widrigkeiten haben es jedoch die Verantwortlichen des Nds. Wbs. immer wieder geschafft, die Arbeitsstelle den jeweiligen Anforderungen der Zeit anzupassen, ohne vom hohen wissenschaftlichen Anspruch, der an ein solches Unternehmen zu stellen ist, abzurücken.“

Als das Wörterbuch vor mehr als einem halben Jahrhundert begann, fragte man sich nicht, für wen die Arbeit gemacht wurde, das Ziel war, das dialektale Vokabular der Region so genau wie möglich zu beschreiben. Damit schloss man sich einer Tradition der Sprachgeographie an. Der Dialektsprecher lieferte das Material und der Wissenschaftler nutzte es. Im Laufe der Jahre kamen immer wieder neue Erkenntnisse und Fragen auf, wie etwa die gesellschaftliche Relevanz oder die theoretischen Grundlagen des Projekts. Im Grunde genommen hingen sie mit der Finanzierung eines solchen langfristigen Projekts zusammen. Jetzt gehört die Regionalsprache zum immateriellen Erbe indigener Sprachen.

Das NSW beschränkt sich nicht auf den engeren lexikalischen und semantischen Bereich, es gibt, weil die Mundartwörter lautgetreu und im Kontext verzeichnet werden, auch sehr interessantes Material im Bereich der Phonetik, Phonologie, Grammatik und Syntax. Beispiele davon gibt der Herausgeber, DIETER STELLMACHER in seinem Vorwort zum achten Band (Vorwort, ohne Paginierung). Er verweist auf den siebenundeinhalb Spalten langen *mit*-Artikel, „bei dem elf präpositionale und zwei adverbiale Verwendungsweisen unterschieden werden können. Das legt die Frage nahe, ob diese als Synsemantika bezeichneten Wörter wirklich bedeutungsleer sind.“

Der Buchstabe Q spielt im Niederländischen eine sehr untergeordnete Rolle und wird in der Dialektlexikographie überhaupt nicht verwendet, im NSW wird unter qu mit „siehe auch“ verwiesen nach: dw-, sw-, tw-, bzw. zw-, womit eine ostmitteldeutsche Lautentwicklung, namentlich der Ersatz von tw- durch kw- (qu-), angegeben wird. Das hängt zusammen mit der konsequenten Anlehnung an die deutsche Orthografie diesbezüglich, denn unter C wird nach K, bzw. S (Sch, sch) verwiesen, unter K findet man zum Beispiel *Kristävend* ‘Christabend’, *Kristböm* ‘Christbaum’, *Kör* ‘Chor’. In ihrem plattdeutschen Wörterbuch charakterisiert RENATE HERRMANN-WINTER (1999: 95) den Buchstaben Q folgendermaßen: „Buchstabe Q, der im Schriftbild nur in der Verbindung mit U erscheint und den Lautwert kw- besitzt. Diese Lautverbindung ist im Nd. alt, heute aber noch produktiv, und viele hd. Wörter, die mit qu- anlauten, stammen aus dem Nd.“ Eins dieser Wörter ist *Quatsch*, nach KLUGE-SEEBOLD (1989: 575) „im 19. Jh. von Berlin aus verbreitet“, ist auch im Niederländischen sehr geläufig, in der Hochsprache: *quatsch* und in den Mundarten, zum Beispiel Drente: *kwats* und Venray (Nord-Limburg): *kwats* ‘Blödsinn’. Interessant in diesem Zusammenhang ist die Bemerkung von WEIJNEN (1996) s. v. *kwaazn* ‘Quatschen’, eine Herleitung von *kwaad* ‘schlecht’: „de sisklank heeft hier affectieve waarde, zoals ook in hgd, *quatsch*“, was völlig übereinstimmt mit PFEIFER (1989: 1352–1353) s. v. *quatschen*: „Denklich ist auch freilich Ableitung mit intensivierender Lautverschärfung von dem unter *Kot* angeführten Adjektiv mhd., mnd. *quāt* ‘böse, schlimm“.

Im „Wörterbuch der niederländischen Sprache“ gibt es einen Artikel *kwatsen*, ein lautnachahmendes Wort, mit der Bedeutung ‘Met een kwak vallen, smakken’ (‘hart auf den Boden fallen’), was der Interjection *quatsch*, ‘Ausdruck des Geräusches bei Tritt im Schlamm usw. Schlag ins Wasser’ im NSW entspricht. Sehr interessant ist die unter *Quasselkopp* aufgeführte, fast sechs Spalten umfassende Heteronymik, von *Babbelbückse* bis *Zausterbüdel*.

Durch diese sorgfältige semantische Präsentation dient es als ausgezeichnetes Material für ein Studium des sexistischen Sprachgebrauchs.

Es ist zu hoffen, dass in den kommenden Jahren genügend Ressourcen vorhanden sein werden, um dieses wunderbare Wörterbuch zu vervollständigen.

## Literatur

- APPENZELLER, GERRIT (2011): Das Niedersächsische Wörterbuch. Ein Kapitel aus der Geschichte der Großlandschaftslexikografie. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 142). HERRMANN-WINTER, RENATE (1999): Kleines plattdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum. Dritte Auflage. Rostock: Hinstorff  
 KLUGE-SEEBOLD (1989) = KLUGE, FRIEDRICH (1989): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 22. Auflage, unter Mithilfe von MAX BÜRGISSER und BERND GREGOR, völlig neu bearbeitet von ELMAR SEEBOLD. Berlin/New York: Walter de Gruyter.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

- LEHMBERG, MAIK (2016): Westfälische Wörterbücher als Quellen des Niedersächsischen Wörterbuchs. In: Niederdeutsches Wort 56, 97–111.
- PFEIFER, WOLFGANG (1989): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Berlin: Akademie Verlag.
- WEIJNEN, A. A. (1996): Etymologisch dialectwoordenboek. Assen: Van Gorcum.

JAN B. BERNS

Amsterdam, E-Mail: <janberns1@hetnet.nl>

ZDL 86, 2019/3, 362–366

Gabriela Perrig (2018)

**Kasussynekretismus im Alemannischen. Zum Zusammenfall von Nominativ und Akkusativ in der Schweiz und in den angrenzenden Dialektregionen.**

Stuttgart: Steiner. 312 S. (Zeitschrift für Linguistik und Dialektologie. Beihefte. 172).

€ 54,-

GABRIELA PERRIGS Buch ist ein Beitrag zur Beschreibung der Kasusmorphologie in den deutschen Dialekten vor allem in der Schweiz und ihres Wandels in den letzten 200 Jahren sowie im heutigen Schweizer Gebrauchsstandard. Es ist außerdem ein Beitrag zur morphologischen Theorie, indem Kasusdistinktionen und -synkretismen, vorwiegend für den bestimmten Artikel im Maskulinum Singular, in Beziehung zu morphologischen, syntaktischen, semantischen und informationsstrukturellen Faktoren gesetzt werden.

Das Buch ist, abgesehen von der Einleitung, in vier Teile gegliedert: (a) theoretische Grundlagen, (b) historischer Abriss der Kasussynekretismen vom Indogermanischen bis zum Neuhochdeutschen, (c) Entwicklung von Formen und Paradigmakonstellationen in den schweizerdeutschen Dialekten, (d) Interferenzen im Schweizer Gebrauchsstandard. 34 Karten und umfangreiche weitere Anhänge machen etwa ein Drittel des Gesamtumfangs des Buches aus, was das Bemühen um äußerste Detailliertheit ausdrückt, das sich auch überall im laufenden Text und den dort integrierten 44 Tabellen wiederfindet. Die Arbeit verfolgt die „Fragen nach dem *wann*, *wo*, *wie* und *weshalb* des beobachteten Kasussynekretismus im Maskulinum Singular“ (S. 26) primär des bestimmten Artikels, sekundär auch bei anderen Wortarten mit nominaler Flexion. Vollkommen ausgeklammert wird dagegen das Personalpronomen, weil dort im Maskulinum Singular Nominativ/Akkusativ-Synkretismus in den Schweizer Dialekten grundsätzlich nicht auftritt (S. 23; im Gegensatz etwa zum Moselfränkischen, vgl. RABANUS 2008: 121–126).

(a) In „Theoretische Grundlagen“ (S. 27–65) werden nach der Bestimmung von Grundbegriffen das Instrumentarium und die Vorarbeiten zur Beschreibung und Erklärung von Kasussynekretismen eingeführt. Im Unterschied zu anderen Studien verwendet PERRIG einen weiten Synkretismus-Begriff, der auch Formzusammenfall einschließt, der gegebenenfalls nur das Ergebnis phonetischer Reduktionsprozesse ist (S. 62), also zum Beispiel *ein* < *einen* in einer Konstruktion wie *ich sehe ein Mann*. Diese Position ist vertretbar, da in vielen Fällen nicht klar zu entscheiden ist, ob Homonymien „direkte Formübertragungen“ zugrunde liegen oder nur phonetische Prozesse,

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

die erst sekundär zu Umstrukturierungen des Paradigmas führen. Gleichwohl konzentriert sich die Argumentation des Buches richtigerweise auf die Fälle, in denen Formübertragung durch eindeutige Kasusmarkierung am Artikel nachweisbar ist, also zum Beispiel *ich sehe der Mann*. Unter den neueren Studien setzt sich PERRIG vor allem mit dem „Morphologischen Minimum“ von RABANUS (2008), der merkmalsbezogenen Differenzierung der Formen des bestimmten Artikels von BITTNER (2002) und der Faktorenanalyse von DÜRSCHIED (2007) auseinander. Hier werden die Faktoren eingeführt, auf die in der Analyse der Dialektdaten ([c]) und dann besonders in der Diskussion der Synkretismen im Gebrauchsstandard ([d]) zurückgegriffen wird.

(b) In „Synkretismen aus historischer Sicht“ (S. 67–79) zeichnet PERRIG die Entwicklung der Paradigmen des bestimmten Artikels und des stark flektierten Adjektivs seit dem Indogermanischen nach. Quelle der deutschen Definitivmarker sind Demonstrativa (S. 68), heute größtenteils auch in der Adjektivflexion. Die Bedeutung der Formen und Distinktionen aus der Substantivflexion, der im Indogermanischen auch die Adjektive folgen (S. 72), nimmt vom Germanischen bis zum Neuhochdeutschen zugunsten der ursprünglich demonstrativen Formen und Distinktionen immer weiter ab. Die zeitlichen Entwicklungsstufen des hier interessierenden Nominativ/Akkusativ-Synkretismus sind bei Artikel und Adjektiv identisch (Tab. 14 und 20): beim Neutrum Singular und Plural sowie Femininum Plural ist die Formgleichheit bereits aus dem Indogermanischen ererbt, beim Maskulinum Plural tritt Synkretismus beim Übergang zum Althochdeutschen ein, beim Femininum Singular beim Übergang zum Mittelhochdeutschen. Die schweizerdeutschen Dialekte komplettieren mit dem Synkretismus auch im Maskulinum Singular die Entwicklung zu uniformen Paradigmen, die niemals Nominativ und Akkusativ unterscheiden.

(c) „Areale Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert“ (S. 81–172) ist der empirische Hauptteil der Studie. Hier wird die Entwicklung des Nominativ/Akkusativ-Synkretismus vor allem beim bestimmten Artikel in vier Etappen nachgezeichnet:

- 1819: Übersetzungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn in 42 Dialekte in STALDER 1819 (S. 85–87 und Anhang, S. 231–232);
- 1874–1941: 23 ältere Ortsgrammatiken, vor allem aus der Reihe „Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik“ (S. 91–94 und Anhang, S. 233);
- zweite Hälfte 20. Jahrhundert: „Sprachatlas der deutschen Schweiz“ (SDS) und „Vorarlberger Sprachatlas“ (VALTS), durch den die an die Schweiz angrenzenden Gebiete in Württemberg, Bayern, Liechtenstein, Vorarlberg und Tirol berücksichtigt werden können (Datenerhebungen 1940–1984; S. 96–97);
- Anfang 21. Jahrhundert: „Syntaktischer Atlas der deutschen Schweiz“ (SADS; Datenerhebung 2000–2006; S. 99).

PERRIG beschreibt und, vor allem, problematisiert die Daten sehr ausführlich (S. 81–107), was das Präludium zu einem durchgängig sehr vorsichtigen Ton bei der Beschreibung und Erklärung der Synkretismen darstellt. Neben Verweisen auf nicht immer klare Georeferenziertheit der Daten (Ortspunkte vs. Regionen), Unterschiede in den Erhebungsmethoden (Übersetzungsaufgabe bei STALDER 1819, freies Gespräch als „ideale Form der Datenerhebung“ [S. 96] in den älteren Ortsgrammatiken, fragebogengeleitetes Interview im SDS, indirekte Fragebogenerhebung mit Übersetzungs- und Bewertungsaufgaben im SADS) und Lücken im Ortsnetz oder in den Paradigmen stellt PERRIG heraus, dass für die ersten drei Etappen aufgrund der konservativen Grundhaltung der äl-

teren Dialektologie „ein zum Zeitpunkt der Erhebung bereits veralteter Sprachstand angenommen werden muss“ (S. 106). Erst bei den Erhebungen zum SADS bemüht man sich um einen „zeitgenössischen Sprachstand“ (S. 106) und auch um Informanten verschiedener Altersklassen und sozialer Gruppen (S. 99). Der hohe Grad an Problembewusstsein ist Ausdruck intellektueller Redlichkeit, führt aber auch zu manchmal langatmigen Ausführungen und Komplizierungen in der Darstellung, die bei der, trotz aller Einschränkungen, sehr großen Menge berücksichtigter Daten und ihrer akribischen Auswertungen an vielen Stellen verzichtbar erscheinen.

Das empirische Ergebnis lässt sich ganz knapp folgendermaßen zusammenfassen: Auf der ersten Entwicklungsstufe (1819) ist im Alpengebiet und in größeren Teilen der Ostschweiz Nominativ/Akkusativ-Distinktion mit den Typen *dr* vs. *da(n)* belegt, in den anderen Gebieten allerdings bereits Synkretismus. Bis zur im SADS belegten Gegenwart hat sich der Synkretismus so weit ausgebreitet, dass nur noch Restgebiete mit Kasusunterscheidung in den alpinen Gebieten der Kantone Bern, Wallis und Graubünden bleiben (siehe Karte 19). Bezüglich der Formtypen zeigt sich überraschenderweise die Generalisierung der alten Nominativform *dr* für beide Kasus, heute (nach Karte 19) der dominierende Formtyp in den Kantonen Basel, Solothurn, Bern und Glarus. Aber auch für die Gebiete, die heute vorwiegend oder ausschließlich *da*-Synkretismus zeigen, kann PERRIG den Nachweis führen, dass hier im ersten Schritt Übertragung des Nominativs *dr* auf den Akkusativ stattgefunden hat, und erst im zweiten Schritt der *dr*-Synkretismus durch *r*-Schwund zu einem *da*-Synkretismus geworden ist (vgl. zum Beispiel die Zusammenfassung der Entwicklung im hierfür besonders typischen Kanton Freiburg, S. 166). Die eigentlich erwartbare Übertragung der Akkusativform auf den Nominativ (vgl. Fazit, unten) zeigt sich im Allgäu östlich des Bodensees (S. 171). Methodisch lässt sich die Richtung des Synkretismus, wenn der Wechsel von einer zur anderen Einheitsform nicht direkt belegt ist, durch das Vorhandensein von zwei Varianten in einer Paradimazelle nachweisen: In der Schweiz liegen solche Doppelformen üblicherweise im Akkusativ vor, im Allgäu im Nominativ (S. 172). PERRIG führt die Analyse differenziert für Artikel vor Konsonant, vor Vokal, nach Präposition sowie für Demonstrativum und Relativpronomen in einer fast jeden Einzelfall kommentierenden Art durch. Während die sich zeigenden Unterschiede auf der einen Seite dieses Vorgehen zu rechtfertigen scheinen, ist das Ergebnis eine Darstellung, die man passagenweise mit PERRIGS eigenen Worten als „vollständig, aber eher unübersichtlich“ (S. 132) charakterisieren kann.

(d) Das Standarddeutsche hat in der Schweiz keine anderen Kasusdistinktionen und -synkretismen als im Rest des deutschen Sprachraums. Im Kapitel „Interferenzen im Schweizerhochdeutschen“ (S. 173–220) geht es daher um seltene Fälle, in denen im geschriebenen Gebrauchsstandard durch Fehlen der Akkusativmarkierung Formgleichheit mit dem Nominativ eingetreten ist: Es handelt sich um 44 Zufallsfunde in einem Schweizer Internetforum zum Thema Schwangerschaft und Babys (S. 174, zum Beispiel *Freue mich, Dich und Dein Kleiner bald mal zu sehen!*). Diese Daten haben in Bezug auf die in der Studie eigentlich im Mittelpunkt stehenden Dialektverhältnisse eine doppelte Bedeutung. Einerseits liegt es nahe, Abweichungen vom Standard als Interferenzen aus dem Dialekt zu betrachten (S. 175). Andererseits wird aber auch die Frage behandelt, unter welchen Umständen Dialektsynkretismus in den durch die Kodifikation ja stark geschützten Standard eindringen können. Antworten auf die Frage sind relevant auch für den Dialekt selbst, weil es sich um dieselben Umstände handeln könnte, unter denen der Synkretismus auch im Dialekt eingetreten ist (S. 176), die sich aber im Dialekt aufgrund der Natur der historischen Daten heute nicht mehr



untersuchen lassen. Als potentielle Steuerungsfaktoren für den Wegfall der Akkusativmarkierung diskutiert PERRIG:

- Wortart (S. 181–185, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung am bestimmten Artikel als am Possessivum?);
- Eigenschaften von Wortformen (S. 185–194, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung bei Formen wie *einen*, die Objekt phonetischer Reduktion sein können (*einen* > *ein*), als bei Formen wie *den*, die phonetisch nicht zu *der* reduziert werden können?);
- Rektion (S. 194–196, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung beim freien Akkusativ *den ganzen Tag* als bei präpositional oder verbal regierten Akkusativen?);
- Serialisierung und Subjektrealisierung (S. 198–208, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung beim Objekt im Vorfeld als beim Objekt im Mittelfeld oder weniger Akkusativmarkierung beim Objekt, wenn das Subjekt fehlt? PERRIG behandelt diese Faktoren unter der etwas irreführenden Überschrift „Satzglied“);
- semantische Eigenschaften des Verbs (S. 209–213, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung bei hohem Transitivitygrad des Verbs?).

In der Analyse werden einige Entwicklungstendenzen ausgemacht, etwa dass topikalisierte Objekte ihre Akkusativmarkierung verlieren (S. 206), was erwartbar erscheint: „Die Funktion, dasjenige auszudrücken, über das eine Aussage getätigt wird, welche typischerweise dem Subjekt zukommt, wird auf das direkte Objekt übertragen, ebenso der Kasus, der diese Funktion üblicherweise markiert.“ Gegen die Erwartung geht die Kasusmarkierung aber bei hohem Transitivitygrad des Verbs bzw. starkem Agentivitätsgefälle zwischen Subjekt und Objekt nicht verloren, obwohl sie zur Disambiguierung der semantischen Rollen nicht notwendig wäre (S. 213). PERRIGS Methode ist kreativ und, etwa bei der Bestimmung von Serialisierungstypen und Transitivitygraden, aufwändig. Es stellt sich aber die Frage, ob 44 Belege nicht eine zu schmale Basis für diese elaborierten Ansätze sind. Gerade vor dem Hintergrund der extremen Zurückhaltung, die PERRIG bei der Generalisierung von Dialektverhältnissen walten lässt, für die es eine ziemlich solide Datenbasis gibt, verwundert es, dass sie bei den wenigen Daten zum Gebrauchsstandard in zahlreichen Tabellen Quantifikationen mit Nachkommastellen vornimmt (auch wenn sie dann immer wieder selbst auf die schwache Datenbasis hinweist, abschließend auf S. 220).

Fazit: Bei PERRIGS Arbeit handelt es sich um eine nach zeitgemäßen dialektologischen Standards durchgeführte Untersuchung, in der alles gesagt ist, was nach gegenwärtiger Datenlage zum standarddifferenten Nominativ/Akkusativ-Synkretismus in der Schweiz zu sagen ist. Die Beschreibung zeichnet sich durch zurückhaltenden Duktus und große Detailliertheit aus (mit der Ausnahme, dass im Hauptteil zu den Dialekten überraschend wenige Beispiele zur Realisierung der synkretischen Formen im Kontext mindestens der Nominalphrase zitiert sind). Theoretisch ist die Studie auf dem aktuellen Stand der Diskussion in der germanistischen Linguistik. Einen Anknüpfungspunkt für weiterführende theoretische Reflexionen bietet die Beobachtung, dass in der Schweiz die Nominativ- und nicht die Akkusativform generalisiert wird. Sie geht gegen die in RABANUS (2008) beobachtete Generalisierungsrichtung und auch gegen die Modellierungen des Synkretismus in der sogenannten „Nanosyntax“ (vgl. dazu etwa CAHA 2009). Aus theoretischen Überlegungen heraus, die in dieser Rezension nicht expliziert werden können, müsste man annehmen, dass die Akkusativform generalisiert wird, weil sie als merkmalsreichere Objektform auch das

Subjekt repräsentieren kann – aber nicht umgekehrt. Dass das in der Schweiz offenbar nicht so ist, ist eine Herausforderung für die theoretische Linguistik.

## Literatur

- BITTNER, DAGMAR (2002): Semantisches in der pronominalen Flexion des Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 21 (2), 196–233.
- CAHA, PAVEL (2009): The nanosyntax of case. [PhD-Thesis, Tromsø].
- DÜRSCHIED, CHRISTA (2007): Quo vadis, Casus? Zur Entwicklung der Kasusmarkierung im Deutschen. In: LENK, HARTMUT / MAIK WALTER (Hg.): Wahlverwandtschaften. Valenzen – Verben – Varietäten. Festschrift für Klaus Welke zum 70. Geburtstag. Hildesheim [u. a.]: Olms (Germanistische Linguistik. 188/189), 89–112.
- RABANUS, STEFAN (2008): Morphologisches Minimum. Distinktionen und Synkretismen im Minimalsatz hochdeutscher Dialekte. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 134).
- STALDER, FRANZ JOSEPH (1819): Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Nebst der Gleichnißrede von dem verlorenen Sohne in allen Schweizermundarten. Aarau: Sauerländer.

STEFAN RABANUS

Verona, E-Mail: <stefan.rabanus@univr.it>

ZDL 86, 2019/3, 366–371

Robert Peters (2017)

**Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete (ASnA). Band I: Einleitung, Karten; Band II: Verzeichnis der Belegtypen; Band III: Verzeichnis der Schreibformen und der Textzeugen (Ortspunktdokumentation)**

In Zusammenarbeit mit CHRISTIAN FISCHER und NORBERT NAGEL. Berlin/  
Boston: De Gruyter. XXVI, 1 651 S., 164 Farbkarten. € 549,-

Mit den von ihm ab Mitte der 1980er Jahre erarbeiteten Merkmalskatalogen für die variablenlinguistische Erforschung des Mittelniederdeutschen (PETERS 1987, 1988, 1990, 1995) legte ROBERT PETERS gewissermaßen die Grundlagen für eine produktive und gewinnbringende, vor allem aber systematische und deshalb hinsichtlich ihrer Ergebnisse auch vergleichbare Schreib- bzw. Stadtsprachenforschung. Bis etwa 1980 galt es als gesichert, dass die Schreibsprache der Stadtkanzlei des Hansevorortes Lübeck nach einer Konsolidierungsphase nach dem Sprachenwechsel vom Lateinischen zum Mittelniederdeutschen ab circa 1370 mehr und mehr normierend auf die mittelniederdeutschen Schreibsprachen anderer Kanzleien wirkte (sogenannte Lübische Norm). Nach mehreren variablenlinguistischen Untersuchungen (vor allem wohl im Rahmen akademischer Ab-

schlussarbeiten) zu den sprachlichen Verhältnissen in westfälischen Schreiborten erwies sich diese Quasi-Lehrmeinung als nicht länger haltbar (Band 1: 6–7; vgl. FISCHER / PETERS 2006: 32).

Um eine Art Gesamtschau auf die Befunde der Schreibsprachen der mittelniederdeutschen Kanzleien zu ermöglichen, wurde von ROBERT PETERS ab etwa 1990 das Projekt eines Atlaswerkes entwickelt, das durch die Kartierung der relevanten sprachlichen Variablen für ein weitgehend homogenes Datenkorpus leichtere Vergleiche ermöglichen und so für das gesamte Gebiet verlässliche Aussagen zulassen würde (Band 1: 7; vgl. PETERS 1994, FISCHER / PETERS 2004).

Ursprünglich unter dem Titel „Atlas spätmittelniederdeutscher Schreibsprachen“ für das gesamte mittelniederdeutsche Sprachgebiet und deshalb als Kooperation zwischen Arbeitsstellen an den Universitäten Münster und Rostock geplant und nach erfolgreichem ersten DFG-Antrag auf den Weg gebracht (Phase der Korpusbildung 1994–1999, Phase der Korpusauswertung und Kartierung 1994–2004), musste 2002 – vorwiegend wohl wegen der Einhaltung des genehmigten Förderzeitraumes – die Entscheidung getroffen werden, mit der Kartierung der gewonnenen Ergebnisse in Münster zu beginnen, während in Rostock die Vorarbeiten nicht pünktlich fertig würden (Band 1: 1, 7). Daraufhin wurde auch die Methodik leicht modifiziert, vor allem wurde das Bearbeitungsgebiet im Wesentlichen auf das sogenannte niederdeutsche Altland (mit Lübeck als einzigem Schreibort im Neusiedelland) beschränkt. Der Titel wurde in „Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete“ (ASnA) geändert (dazu FISCHER / PETERS 2004). Statt der ursprünglich geplanten fünf Bände konnten im Herbst 2017 nun die nach der Projektmodifizierung ausschließlich in Münster erarbeiteten drei (Teil-)Bände des ASnA erscheinen. Band 1 enthält nach der Einleitung die Karten des Werkes, Band 2 enthält das „Verzeichnis der Belegtypen“ und Band 3 schließlich umfasst das „Verzeichnis der Schreibformen“ und das „Verzeichnis der Textzeugen“ (auch als „Ortspunktdokumentation“ bezeichnet).

Band 1 im Überblick: Auf das Inhaltsverzeichnis und das Vorwort (beide unpaginiert, vor S. 1) folgt die ausführliche Einleitung, die mit Blick auf den intendierten, über die niederdeutsche Philologie hinausgehenden Benutzerkreis nach der Skizzierung des vorliegenden Atlaswerkes zunächst eine knappe Gegenstandsbestimmung des (Mittel-)Niederdeutschen („Die Sprachstufen des Niederdeutschen“, „Mittelniederdeutsch: Definition des Begriffs“, „Sprachbezeichnungen des Mittelniederdeutschen“, „Der Begriff ‚Hansesprache‘“, „Der Zeitraum des Mittelniederdeutschen“, „Der mittelniederdeutsche Sprachraum“, „Das niederdeutsche Altland“, „Die räumlichen Grenzen des Mittelniederdeutschen“, „Ausdehnung nach Osten“, „Ausdehnung nach Norden und Nordwesten“, „Die Südgrenze“, „Übergangsgebiete im Westen“, S. 1–4). Es folgen ebenso ausführliche Erläuterungen zum Projekt des vorliegenden historischen Sprachatlasses, darunter vor allem zum Untersuchungsgebiet, zur Auswahl der Ortspunkte (mit vollständiger Tabelle mit absoluten Zahlen der in das Korpus aus der jeweiligen Stadt aufgenommenen Quellen) und zur Korpusstruktur der zugrunde liegenden Datenbasis. Daneben wird ein informativer Abriss der Projektgeschichte gegeben und Methodik wie Arbeitsweise werden erläutert. Für die Arbeit des Benutzers des ASnA besonders wichtig sind die Ausführungen zur eigentlichen Kartierung der Ergebnisse des Projektes („Die ASnA-Karten“, „Die Grundkarte des ASnA“, „Kartierungsmethode“). Der Abschnitt „Die tabellarischen Übersichten“ (darunter „Belegtypen-Übersicht“ und „Schreibformen-Übersicht“) erläutert die für die Datenhandhabung, besonders die Auswertung, notwendige Zuordnung der Belege zu einer Normalform. Am Ende des ersten Gliederungspunktes der Einleitung folgen Abschnitte, die die Publikationen zum Atlasprojekt sowie zu den Belegorten bzw. mit den Ortspunkt-Korpora des

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Atlas-Projektes bereits durchgeführten Untersuchungen und schließlich die „Kooperation mit anderen Wissenschaftlern“ umfassen.

Der zweite Gliederungspunkt der Einleitung enthält ausführliche, teils thematisch geordnete Verzeichnisse (Abkürzungen, Archive, Bestände, Siglen, verwendete Literatur, zur Verfügung gestellte Teilkorpora). Der dritte Gliederungspunkt gilt den Karten des ASnA: Sie werden thematisch bzw. alphabetisch geordnet in verschiedenen Verzeichnissen aufgelistet, was den Zugriff auf die Karten sehr erleichtert.

Den Hauptteil des ersten (Teil-)Bandes machen schließlich die erarbeiteten 164 mehrfarbigen Karten aus, die jeweils eine Seite einnehmen (Seiten 45–208).

Dem ASnA liegt ein Netz von 44 Ortspunkten zugrunde, zwischen Kiel und Lübeck im Norden, Köln im Süden, Utrecht im Westen, Magdeburg im Osten und Halle (a. d. Saale) im Südosten (Band 1: 1), während die ursprüngliche Planung von 60 Ortspunkten ausging. Untersucht wurden im mittelniederdeutschen Sprachgebiet die Schreibsprachen der 37 Orte Arnsberg, Bocholt, Braunschweig, Bremen, Coesfeld, Dortmund, Einbeck, Essen, Göttingen, Goslar, Halle (a. d. Saale), Hamburg, Hameln, Hannover, Herford, Hildesheim, Höxter, Kiel, Lemgo, Lippstadt, Lüneburg, Magdeburg, Marsberg, Minden, Münster, Oldenburg, Osnabrück, Paderborn, Quedlinburg, Soest und Uelzen sowie im mittelniederländisch-mittelniederdeutschen Übergangsbereich („nedersaksisch“) die Schreibsprachen der Städte Deventer, Groningen, Kampen, Oldenzaal/Ootmarsum, Zutphen und Zwolle. Neben diesen 37 Schreiborten des niederdeutschen Altlandes wurden die folgenden sieben Schreiborte berücksichtigt: Lübeck (im niederdeutschen Neusiedelland gelegen, von Münster aus nacherhoben, da diese Daten wichtig für die Ausgangsfrage nach der Bedeutung der sogenannten Lübschen Norm sind), Utrecht (mittelniederländisch), Arnheim, Duisburg, Kleve und Wesel (geldrisch-kleverländisch) und Köln (riparisch).

Die Datenbasis des ASnA beruht auf Textdokumenten innerstädtischer Schriftlichkeit von Verwaltung und Recht, besonders aber auf Urkunden. Ziel war es, eine einheitliche Datengrundlage zu verwenden, die in allen Belegorten und für alle Zeitabschnitte auf eine ausreichende Zahl genau datierbarer und lokalisierbarer und im Original überlieferte Texte zurückgreifen kann (zu den in Kauf genommenen Ausnahmen Band 1: 6). Angestrebt waren rund 120 Texte pro Ortspunkt, wobei Abweichungen nach unten der Beleglage geschuldet seien. Das Korpus des ASnA umfasst insgesamt 5 547 Texte, davon 4 429 des Altlandes. Aus diesem Korpus wurden rund 650 000 annotierte Belege gewonnen (Band 1: 5, 7).

Zeitlicher Schwerpunkt der ausgewerteten Texte ist das 14. Jahrhundert, „relevante Texte des 13. Jahrhunderts“ werden berücksichtigt. Für das 15. Jahrhundert finden zwei zeitliche Schnitte (1446–1455 und 1491–1500) Berücksichtigung (Band 1: 1).

Die Ergebnisse der Untersuchungen werden in insgesamt 164 mehrfarbigen Karten präsentiert. In vier Fällen wurden zwölf Belegtypen kartiert, also zwölf Farben verwendet (Karte 55 'sollen', Karte 115 'ihnen', Karte 130 'jeder' und Karte 156 'oder'), bei ebenfalls vier Karten sind es elf Belegtypen. Trotz der recht hohen Zahl zu unterscheidender Farben liefert die moderne Drucktechnik hier ein sehr überzeugendes Ergebnis.

Die kartierten Variablen umfassen gleichermaßen Aspekte der Laut-, Formen- und der Wortebene. Als geeignete Darstellung erschien die „Punktsymbolkarte mit komplexen Symbolen“ (dazu FISCHER / PETERS 2006). Auf einer Grundkarte Norddeutschlands im Maßstab 1 : 1 400 000, die die Küstenlinie des 16./17. Jahrhunderts zeigt und zur Wahrung der Übersichtlichkeit sonst aus-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

schließlich die größeren Flüsse enthält, wird jedem Belegort als komplexes Punktsymbol ein Säulendiagramm in Form eines Rechteckes zugewiesen. Die insgesamt 15 Säulen zeigen von links nach rechts fortschreitend die untersuchten Zeiträume. Die linke Säule zeigt die Belege des 13. Jahrhunderts. Sie wird von den nach rechts folgenden zehn Säulen, die in Zehnjahres-Schritten das 14. Jahrhundert abbilden, mit einer senkrechten Linie getrennt. Mit einer ebensolchen Linie werden auch die Säulen des 14. Jahrhunderts in der zeitlichen Mitte getrennt. Für das 15. Jahrhundert stehen insgesamt vier Säulen, wobei die erste (Jahre 1401–1445) und die dritte (Jahre 1456–1490) keine Daten enthält und deshalb weiß dargestellt wird. Die beiden anderen Säulen enthalten die Daten der beiden zeitlichen Schnitte für die Jahre 1446–1455 und 1491–1500. Zeiträume, für die keine Daten vorliegen, werden stets grau dargestellt. Die Struktur dieser Punktsymbole wird in der unteren linken Ecke jeder Karte (über dem Maßstab und einigen Erläuterungen) schematisch mit Angabe der Zeitabschnitte veranschaulicht. Jede Karte ist mit einer Nummer versehen (was immer eine schnelle Verknüpfung mit den Tabellen in den Bänden 2 und 3 sicherstellt), in der unteren rechten Ecke wird das Thema und die absolute Belegzahl (Gesamt-Datenbasis) genannt, in der oberen linken Ecke jeder Karte werden die Belegtypen (versehen mit der jeweiligen Belegzahl) aufgelistet. Bei der gewählten Kartierungsmethode muss klar sein, dass keine absoluten Zahlen sondern das Verhältnis der Häufigkeit der Varianten kartiert wird (Band 1: 8). Die absoluten Zahlen und die tatsächlich belegten Schreibvarianten sind in den Tabellen der Bände 2 und 3 dokumentiert.

Ein Anwendungsbeispiel: Karte 15 'Gottes' (Genitiv Singular von *Gott*) weist für Goslar über den gesamten Untersuchungszeitraum insgesamt drei Belegtypen aus (*godes*, *goddess* und *gades*) (während Braunschweig und Göttingen nur *godes* und *goddess* haben). Für das 13. Jahrhundert gibt es für Goslar keine Belege (die Zeitsäule ist deshalb grau). Der Zeitraum 1301–1310 belegt ausschließlich *godes*, 1311–1320 hat nur *goddess*, 1321–1330 hat *godes* und *goddess* (Verhältnis etwa 1 : 5) usw. – Im ersten Zeitschnitt für das 15. Jahrhundert sind *godes*, *goddess* und *gades* belegt, etwa die Hälfte der Belege entfallen auf *goddess*, *godes* und *gades* scheinen etwa 4 : 1 verteilt zu sein. Band 2 gibt genaue Auskunft und nennt die absoluten Zahlen der Belege (Band 2: 38). Dabei zeigt sich, dass für den Zeitraum 1446–1455 fünf Belege *godes*, sieben *goddess* und nur einmal *gades* in der Datenbasis vorhanden sind. In Band 3 schließlich werden auf den Seiten 73–79 die belegten Schreibformen zu den Belegtypen, denen sie zugeordnet wurden, genannt. Das erwähnte *gades* ist insgesamt 41 Mal belegt, darunter eben einmal in Goslar (und zwar als Simplex). Ebenfalls in Band 3 sind die zugrunde liegenden Quellen verzeichnet, für Goslar beispielsweise auf den Seiten 813–819. Die Form *gades* entstammt einer der auf Seite 818 gelisteten dreizehn Quellen für den Zeitschnitt 1446–1455.

Das aus Platzgründen sehr knappe Anwendungsbeispiel mag illustrieren, um welch umfassendes und deshalb gleichermaßen komplexes Hilfsmittel für die historische Sprachwissenschaft – insbesondere die niederdeutsche Philologie – es sich beim ASnA handelt. Es ist ROBERT PETERS und seinem Team gelungen, den Ertrag umfangreicher Vorarbeiten und in jahrzehntelanger Forschung gewonnenes Wissen in einem Punkt zu fokussieren und so für weitere Forschung nutzbar zu machen; sicher tatsächlich auch für Nachbardisziplinen. Jeder untersuchte Schreibort scheint gewissermaßen eine Art Belegtypen-„Fingerabdruck“ zu haben, der bei der Zuordnung fraglicher Textzeugnisse höchst hilfreich sein dürfte.

Mag der Rückentext aller drei Bände, es handele sich um „das Standardwerk zur historischen Sprachgeographie des Niederdeutschen“ bei Erscheinen noch recht vollmundig geklungen haben, dürfte das innerhalb eines sehr überschaubaren Zeitraumes zum Tatsachenbefund geworden sein

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

bzw. werden. Eine weitere Verbreitung des ASnA, die diesem Werk in jedem Fall zu wünschen ist, dürfte der (verlagstypisch) hohe Ladenpreis allerdings zumindest bremsen.

- 1 „Daher [wegen möglicher Hilfestellung bei der Datierung von Texten, M.L.] wendet sich der ASnA über den Kreis der Sprachwissenschaftler hinaus an Mediävisten und Historiker, insbesondere an Hanse-, Rechts- und Kirchenhistoriker.“ Band 1: 1.

## Literatur

- FISCHER, CHRISTIAN / ROBERT PETERS (2004): Vom „Atlas frühmittelniederdeutscher Schreibsprachen“ zum „Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete“ (ASnA). Entstehungsgeschichte, Bearbeitungsstand, erste Ergebnisse und Perspektiven. In: PATOCKA, FRANZ / PETER WIESINGER (Hg.): Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.–8. März 2003. Wien: Praesens, 406–428.
- FISCHER, CHRISTIAN / ROBERT PETERS (2006): Der „Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete“ (ASnA). Die Vorzüge kommentierter Punkt-Symbol-Karten mit differenzierten komplexen Symbolen. In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 113 (2), 32–35.
- PETERS, ROBERT (1987): Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen. Teil I. In: Niederdeutsches Wort 27, 61–93.
- PETERS, ROBERT (1988): Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen. Teil II. In: Niederdeutsches Wort 28, 75–106.
- PETERS, ROBERT (1990): Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen. Teil III. In: Niederdeutsches Wort 30, 1–17.
- PETERS, ROBERT (1994): Ein Atlas frühmittelniederdeutscher Schreibsprachen. In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 101 (2–3), 42–48.
- PETERS, ROBERT (1995): Von der Verhochdeutschung des Niederdeutschen. Zu den „Kleinwörtern“ in mittelniederdeutschen und plattdeutschen Texten aus dem Münsterland. In: Niederdeutsches Wort 35, 133–169. [Zugleich: DAMME, ROBERT / GUNTER MÜLLER / HANS TAUBKEN (Hg.): *Well schrift – de bliff!* Festgabe für Irmgard Simon zum 80. Geburtstag am 6. Oktober 1995. Münster: Aschendorff].

MAIK LEHMBERG

Peine/Göttingen, E-Mail-Adresse des Autors: <Maik.Lehmberg@phil.uni-goettingen.de>





ZDL 86, 2019/3, 371–374

Inés Pichler (2015)

**Bundesdeutsches Wortgut in der österreichischen Pressesprache. Von *Abitur* bis *Zicken-Zoff***

Frankfurt a. M.: Lang, 271 S. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 43).  
€ 59,95

Nicht erst seit sich – letztlich im Anschluss an AMMON (1995) – die (plurinationale Lesart der) Theorie sprachlicher „Plurizentrik“ zur Modellierung des (Standard-)Deutschen im Mainstream der germanistischen (Sozio-)Linguistik sowie der DaF/DaZ-Didaktik etabliert hat, sind Arbeiten zum Einfluss des „Bundesdeutschen“ und dessen Lexik auf ein kontrastiv dazu als „österreichisch“ konzipiertes Deutsch

Legion und erfahren unvermindert Zuwachs [...]. Dabei fächert sich der Tenor in einer Palette von nüchtern-konstatierend über kulturpessimistisch bis puristisch auf, während sich der Erkenntniszuwachs in Grenzen hält. Letzteres aber vor allem deshalb, weil funktionale Aspekte des untersuchten Phänomenkomplexes bislang vernachlässigt wurden (GLAUNINGER 2015a: 39).

Insofern, als nun die vorliegend zu besprechende, aus einer 2013 an der Universität Innsbruck approbierten Dissertation hervorgegangene Monographie eben jene Dimension der Funktionalität fokussiert, verdient sie per se erhöhte Aufmerksamkeit. Dabei bewegt sich zwar auch PICHLERS Untersuchung im Wesentlichen innerhalb des genannten – aus mehrfacher Hinsicht problematischen – „Plurizentrik“-Rahmens (vgl. etwa S. 23–31), distanziert sich jedoch „ausdrücklich von sprachpuristischen Ansichten“ (S. 7), wie sie den einschlägigen Diskurs innerhalb Österreichs traditionell präg(t)en<sup>2</sup>: „In diesem Sinne ist es mir ein Anliegen, die Übernahme von Wörtern der bundesdeutschen Varietät in die österreichische als ein für das Nebeneinander von Varietäten und Varianten charakteristisches Sprachwandelphänomen zu beschreiben.“ (S. 7).

Darüber hinaus berücksichtigt PICHLER im Zuge der Diskussion des theoretischen Rahmens ihrer Arbeit auch Positionen (etwa von HERMANN SCHEURINGER und HEINZ DIETER POHL), die letztlich in der Tradition der philologischen Dialektologie stehen und in zahlreichen Arbeiten zum bzw. im Disput hinsichtlich des „Österreichischen“ in/an der deutschen Sprache gemeinhin als „pluriareal“ bezeichnet werden (vgl. S. 24).

Vor diesem Hintergrund entfaltet sich PICHLERS sowohl quantitativ als auch qualitativ angelegte Untersuchung des Vorkommens und der Funktion von „Teutonismen“ in Texten ausgewählter österreichischer Printmedien. Der dabei analysierte Lexembestand wurde der ersten Auflage des „Variantenwörterbuchs des Deutschen“ (AMMON et al. 2004) entnommen, die „regionalen und nationalen Zuordnungen [zu Deutschland] basieren zu 100 % auf den Kategorisierungen des VWBs 2004 und damit auch auf dessen Methodik“ (S. 74), diverse damit einhergehende Abgrenzungsprobleme werden auf Seite 73–80 bzw. 89 reflektiert. Das für die Arbeit generierte Pressesprache-Korpus wiederum beinhaltet insgesamt rund 123 000 im Zeitraum zwischen 16. Mai und 15. Juni 2011 publizierte Volltextartikel aus zwanzig teils regional, teils überregional in Österreich erscheinenden Tages- und Wochenzeitungen bzw. Magazinen sowie aus dem Bestand des „Basisdienstes“ der „Austria Presse Agentur“ (vgl. S. 93, 94, 119).

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Hinsichtlich der *quantitativen* Auswertung ist darauf hinzuweisen, dass die „Zahlen zur Frequenz [...] sich nicht auf das Vorkommen von Tokens [oder Types entsprechender Lexeme], sondern auf die Anzahl der Texte, in denen Teutonismen gefunden wurden“ (S. 119), beziehen. Von den knapp 123 000 Texten des Korpus enthalten rund 11 500 „Teutonismen“, und „[n]ach Ausschluss der Duplikate beläuft sich die Anzahl der relevanten Datensätze [= Texte] auf 10.904“ (S. 119). Auf dieser Basis wurde unter anderem eine Auflistung der „Top 40“ (= die 40 im oben genannten Sinn häufigsten bundesdeutschen Varianten – mit *seine Hausaufgaben erledigen/machen* als Nr. 1) (vgl. S. 121–123) vorgenommen sowie eine Reihe weiterer – unter anderem morphologischer, lexikalischer, statusspezifischer, diatopischer und semantischer – Auswertungen durchgeführt (vgl. S. 124–139). Eine Analyse in Bezug auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Typ des Publikationsmediums und der Frequenz von Texten, die „Teutonismen“ enthalten, ergibt wiederum, dass hier – in Relation zur Gesamtzahl an im Korpus vorhandenen Texten – Monatsmagazine vor Tageszeitungen liegen, während sich das Ergebnis umkehrt (Tageszeitungen vor Monatsmagazinen), wenn die absolute Zahl an Texten Berücksichtigung findet (vgl. S. 140).

Die *qualitative* Auswertung der Untersuchung zielt ab auf „die [produzentenseitige] Markierung des Wortmaterials [...], die Veränderung des Wortes oder der Wendung [...] und den Einsatz des bundesdeutschen Wortmaterials mit einer bestimmten kommunikativen Funktion.“ (S. 161).

Dabei zeigt sich vor allem, dass der Gebrauch von „Teutonismen“ überwiegend (typografisch) unmarkiert erfolgt (S. 161). Unter den auf Seite 195–208 exemplifizierten „kommunikativen Funktionen“ seien die „stilistischen“ und „psychologischen“ (Ausdruck von Humor, Ironie bzw. Mehrwert an Expressivität, weiters Emotionalisierung sowie Wahrnehmungs-/Aufmerksamkeits-Fokussierung) hervorgehoben.

Gerade an dieser Stelle ist selbstredend zu beachten, dass PICHLERS Interpretationen *nicht* auf unter österreichischen Sprecherinnen und Sprechern rezent erhobenen Daten zur *Wahrnehmung von und Einstellung zu* den von ihr beobachteten Phänomenen fußen, sondern auf dem einschlägigen Forschungsstand, respektive auf Introspektion. Im Zusammenhang damit ist auch darauf hinzuweisen, dass – nicht nur, aber insbesondere – die unter dem Begriff „kommunikative Funktion“ subsumierten Gebrauchswerte von „Teutonismen“ natürlich auf *Indexikalitäts*-Prozessen beruhende Formen der *Kontextualisierung* darstellen, die bei Applikation der entsprechenden theoretischen Grundlagen und methodischen Instrumente möglicherweise noch gewinnbringender und facettenreicher ausgelotet werden könnten.

Darüber hinaus liegt es auf der Hand, dass nicht zuletzt das im Diskurs rund um das „österreichische (Standard-)Deutsch“ konstitutive und auch von der vorliegend rezensierten Arbeit vertretene Postulat einer *Übernahme* „bundesdeutscher“ Elemente vonseiten der österreichischen Sprecherinnen und Sprecher als *Sprachwandel*s (vgl. S. 7) auf der Grundlage eines diachron angelegten Vergleichs zu prüfen wäre. Die Frage, wie „bundesdeutsch“ die österreichische Pressesprache beispielsweise (bereits) in den 1960er-Jahren war, ist noch nicht – empirisch hinreichend fundiert – geklärt.

Unbeschadet dieser Limitationen hat PICHLER mit dieser Arbeit einen sehr willkommenen Beitrag zur Erforschung der deutschen Sprache in Österreich geleistet. Dabei wird erfreulicherweise im Gegensatz zu den weitverbreiteten, sprachpuristisch bzw. (pseudo-)patriotisch gefärbten Untergangsszenarien hinsichtlich des „österreichischen Deutsch“ berechtigterweise die kommu-

nikativ argumentierende Ansicht vertreten, dass „aus der produktiven Verwendung bundesdeutscher Elemente neue Ausdrucksmöglichkeiten [für österreichische Sprecherinnen und Sprecher] entstehen“ (Klappentext), kurzum: gezeigt, dass „bundesdeutsches“ Deutsch nicht zwingend eine „Bedrohung“ für den Sprachgebrauch der österreichischen Bevölkerung darstellen muss, sondern vielmehr als entsprechende Ressource begriffen werden kann. Es ist nachdrücklich zu wünschen, dass die Intention der Autorin, ihr Buch möge als „Grundlage für weitere Studien“ (Klappentext) dienen, gerade in diesem Zusammenhang auf fruchtbaren Boden fällt.

- 1 Vergleiche dazu etwa GLAUNINGER (2013, 2015a, b) oder HERRGEN (2015). Auf den Punkt gebracht: Die linguistische „Plurizentrik“-Theorie, insbesondere in ihrer plurinationalen Interpretation, mutet zunehmend an wie ein überholtes, einerseits im völkischen Sprachenstatistik-Paradigma der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (HEINZ KLOSS), andererseits in der sowjetisch-marxistischen Linguistik (ELISE RIESEL, GEORGYI STEPANOV und andere) wurzelndes Denkprodukt, das entsprechend geprägte (sprachplanerische) Ideologien bzw. Attitüden reflektiert und dabei umwälzende, supranationale Wirksamkeit entfaltende historische Transformationen – zum Beispiel die über das Internet weltweit bzw. „atopisch“ ausgreifenden („globalen“) Kommunikationsradien sowie im Fall der deutschen Sprache noch zusätzlich die Integration Österreichs in die Europäische Union bzw. in den EU-Binnenmarkt – zu wenig berücksichtigt, wenn nicht gar ausblendet.
- 2 Es kann und muss an dieser Stelle nicht in extenso auf dieses Problem eingegangen werden, stattdessen sei auf GLAUNINGER (2013, insbesondere: 128–129, Anmerkung 14) verwiesen.

## Literatur

- AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: De Gruyter.
- AMMON, ULRICH / HANS BICKEL / JAKOB EBNER / RUTH ESTERHAMMER / MARKUS GASER / LORENZ HOFER / BIRTE KELLERMEIER-REHBEIN / HEINRICH LÖFFLER / DORIS MANGOTT / HANS MOSER / ROBERT SCHLÄPFER / MICHAEL SCHLOSSMACHER / REGULA SCHMIDLIN / GÜNTER VALLASTER (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Unter Mitarbeit von RHEA KYVELOU, REGULA NYFFENEGGER und THOMAS OEHLER. Berlin: De Gruyter.
- GLAUNINGER, MANFRED MICHAEL (2013): Deutsch im 21. Jahrhundert: „pluri“- , „supra“- oder „postnational“? In: SAVA, DORIS / HERMANN SCHEURINGER (Hg.): Im Dienste des Wortes. Lexikologische und lexikographische Streifzüge. Festschrift für Ioan Lăzărescu. Passau: Stutz (Forschungen zur deutschen Sprache in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. 3), 123–132.
- GLAUNINGER, MANFRED MICHAEL (2015a): (Standard-)Deutsch in Österreich im Kontext des gesamtdeutschen Sprachraums. Perspektiven einer funktional dimensionierten Sprachvariacionstheorie. In: LENZ, ALEXANDRA N. / MANFRED M[ICHAEL] GLAUNINGER (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert. Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen: V&R unipress / Vienna University Press (Wiener Arbeiten zur Linguistik. 1), 11–57.
- GLAUNINGER, MANFRED MICHAEL (2015b): Die Nationalvarietät „österreichisches Deutsch“ als kakanisches Paradoxon. In: CWANEK-FLOREK, EWA / IRMGARD NÖBAUER (Hg.): Sprachliche Wechselbeziehungen in der Habsburgermonarchie. Wien: Polnische Akademie der Wissenschaften, Wissenschaftliches Zentrum in Wien (Symposien und Seminare am Wissenschaftlichen Zentrum der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Wien. 13), 11–18.
- HERRGEN, JOACHIM (2015): Entnationalisierung des Standards. Eine perceptionslinguistische Untersuchung zur deutschen Standardsprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

In: LENZ, ALEXANDRA N. / MANFRED M[ICHAEL] GLAUNINGER (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert. Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen: V&R unipress / Vienna University Press (Wiener Arbeiten zur Linguistik. 1), 139–164.

MANFRED MICHAEL GLAUNINGER

Wien, E-Mail: <manfred.glauninger@univie.ac.at>

ZDL 86, 2019/3, 374–379

Thilo Weber (2017)

### Die TUN-Periphrase im Niederdeutschen. Funktionale und formale Aspekte

Tübingen: Stauffenburg. 418 S. (Studien zur deutschen Grammatik. 94). € 64,-

Wie die meisten westgermanischen Sprachen (und Varietäten) verfügt auch das Niederdeutsche über eine Konstruktion, in der *tun* als Hilfsverb fungiert und ein Verb im Infinitiv regiert: die sogenannte *tun*-Periphrase, die Thema der vorliegenden Arbeit von THILO WEBER ist. Als Charakteristikum der niederdeutschen Konstruktion gilt ihre areal variierende syntaktische Distribution: KESELING (1968) zeigt anhand des zwischen 1955 und 1965 erhobenen „Deutsche Mundarten: Zwirner-Korpus“, dass sie im Norden und Osten des Niederdeutschen mit Ausnahme der in allen Varietäten des Deutschen vorkommenden Verbtopykalisierung (zum Beispiel *Lesen tut er gerne*) weitestgehend auf Verbletztsätze (zum Beispiel [...], *weil er lesen tut*) beschränkt ist (Distributionstyp II), im Südwesten hingegen sowohl in Verbzweit- als auch in Verbletztsätzen (zum Beispiel *Er tut lesen*; [...], *weil er lesen tut*) begegnet (Distributionstyp I). Ob diese Zweiteilung auch heute noch besteht, ist bislang weitestgehend unklar geblieben. Hier setzt die Arbeit von WEBER unter anderem an. „Eine der meistdiskutierten Fragen“ (S. 170) ist laut Autor auch die nach der Funktionalität der *tun*-Periphrase: Im Raum stehen Tempus-, Modus- und Aspektmarkierung, die Verwendung als satztopologisches Hilfsmittel, die Vermeidung komplexer morphologischer oder phonotaktischer Konstruktionen und anderes mehr (siehe FISCHER 2001: 150). Die vielfach attestierte Polyfunktionalität der Konstruktion (siehe KESELING 1968: 150, FISCHER 1998, 2001, LANGER 2000b) steht in einem scharfen Kontrast zur These der semantischen Redundanz (siehe LANGER 2000a: 297–298). Für das Niederdeutsche stellt sich die Frage, ob bzw. inwiefern die beiden Distributionstypen mit bestimmten Funktionen der *tun*-Periphrase korrelieren. Die Beschränkung auf Verbletztsätze (Typ II) stellt für die Forschung „bislang ein ungelöstes Problem dar“ (S. 17) und wird unterschiedlich bewertet (siehe ABRAHAM / FISCHER 1998, BADER / SCHMID 2006). WEBER liefert hier einen neuen Erklärungsansatz. Vereinzelt Hinweise zu Typ I legen nahe, dass der Gebrauch der Konstruktion je nach Satztyp unterschiedlich motiviert ist: Für den Verbzweitsatz beispielsweise zeichnet sich in erster Linie eine Beschränkung auf konjunktivische und in geringerem Maße aspektuelle (sowohl progressive als auch durative und habituelle) Kontexte ab (siehe HANSEN-JAAX 1995: 156, LINDOW et al. 1998: 68, POSTMA 2014: 41). WEBER hingegen engt den aspektuellen Gebrauch im Verbzweitsatz auf habituelle Kontexte ein. Er geht in seiner Arbeit insbesondere den bislang ungelösten und strittigen Fragen zur niederdeutschen *tun*-Periphrase nach:

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Er liefert Anhaltspunkte sowohl zu Vorkommen und Distribution der Konstruktion im heutigen Niederdeutschen als auch einen (optimalitäts-)theoretisch unterfütterten Erklärungsansatz (nicht nur) für den niederdeutschen Distributionstyp II.

THILO WEBER ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Die vorliegende Arbeit ist als Dissertation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg entstanden und umfasst 418 Seiten, die in sieben Kapitel, Literaturverzeichnis und Anhang – letzterer umfasst den von WEBER entwickelten Fragebogen zur niederdeutschen *tun*-Periphrase – gegliedert sind. Sie beginnt mit einem an die Einleitung (Kap. 1) anschließenden Forschungsüberblick zur westgermanischen *tun*-Periphrase (Kap. 2), beinhaltet einen ausführlichen empirischen (Kap. 3 und 4) und einen theoretisch ausgerichteten Teil (Kap. 5 und 6) und schließt mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse (Kap. 7).

Der Forschungsüberblick umfasst einen kürzeren, nach Sprachen und Varietäten geordneten und einen längeren, nach grammatischen Aspekten gegliederten Abschnitt mit Schwerpunkt auf dem Niederdeutschen (für eine ausführlichere sprachensprachebezogene Darstellung wird auf LANGER 2001a: Kap. 2 und SCHWARZ 2004 verwiesen).

Im empirischen Teil der Arbeit (Kap. 3 und 4) wird der Forschungsstand zur niederdeutschen *tun*-Periphrase überprüft. Mit der Korpusanalyse und der Befragung kommen zwei unterschiedliche empirische Methoden zum Einsatz. Das Korpus umfasst 889 Aufnahmen aus drei regionalsprachlichen Korpora der „Datenbank Gesprochenes Deutsch“ (DGD) des Instituts für deutsche Sprache (IDS) in Mannheim, die Mitte des 20. Jahrhunderts aufgezeichnet wurden. Die Befragung wurde vom Autor in fünf niederdeutschen Regionen mit unterschiedlicher Dialektgruppenzugehörigkeit durchgeführt und verteilt sich je Dialektgruppe auf unterschiedliche Ortschaften.<sup>1</sup> Sie umfasst die Aufnahme freier Gespräche und eine Fragebogenstudie. Die Teilnehmer gehören der älteren Generation an und verfügen über eine mindestens „gute“ Niederdeutschkompetenz.

Die Korpusanalyse (Kap. 3) stellt den umfangreichsten Teil der Arbeit dar. Sie schließt an den wesentlichen Beitrag von KESELING (1968) an, zeichnet sich gegenüber seiner und weiteren korpusbasierten Untersuchungen zur *tun*-Periphrase (unter anderem FISCHER 1998, 2001, LANGER 2001a, 2001b) jedoch durch einige Erweiterungen aus: 1. Es werden nicht nur die bei KESELING im Fokus stehenden Verbletzt-, sondern auch die selteneren Verbzweitsätze untersucht. 2. Neben dem „Zwirner-Korpus“ werden auch das Korpus „Deutsche Mundarten: DDR“ und das Korpus „Deutsche Mundarten: ehemalige deutsche Ostgebiete“ berücksichtigt, wodurch sich das durch die Studie abgedeckte Gebiet um die (mehrheitlich) ostniederdeutschen Dialekte der DDR und das Ostpommersche erweitert. 3. Im Gegensatz zu bisherigen Korpusstudien wird nicht nur erfasst, „wo die Umschreibung *steht*, sondern auch, wo sie *nicht steht*“ (S. 92). Hierfür ermittelt WEBER den sogenannten Umschreibungsgrad: das quantitative Verhältnis zwischen umschriebenen und nicht-umschriebenen Verbformen. Im umfangreichsten Abschnitt von Kapitel 3 werden die Faktoren identifiziert, die die Wahl zwischen der *tun*-Umschreibung und der nicht-umschriebenen Verbform steuern. Hierbei kommen unter anderem Regressionsanalysen mit Rbrul (siehe JOHNSON 2009), einer R-basierten Weiterentwicklung des Variable-Rule-Programs (VARB-RUL) (siehe TAGLIAMONTE 2006: Kap. 7), zum Einsatz. Die zentralen Ergebnisse für beide Distributionstypen lassen sich wie folgt zusammenfassen: 1. Die *tun*-Periphrase des Typs I ist in Verbzweit- und Verbletztätzen in ähnlich geringer Frequenz belegt. Im Verbzweitsatz werden nur 7 % aller berücksichtigten Verbformen (die vereinzelt Verbzweitsätze in der Typ-II-Region mit einbezogen) umschrieben.



Im südwestniederdeutschen Verbzweitsatz ist die Umschreibung auf agentive Verben beschränkt und mehrheitlich in habituellen Kontexten belegt. Auf die wenigen südwestniederdeutschen Verbletztsätze mit *tun*-Periphrase geht der Autor leider nicht ausführlicher ein: Er verweist jedoch auf zwei nicht-agentive bzw. wenig agentive Belege. 2. Die fast ausschließlich im Verbletztsatz belegte *tun*-Periphrase des Typs II tritt im gesamten restlichen Niederdeutschen in weit höherer Frequenz auf als im Südwesten in beiden Ausprägungen: In mehreren nördlichen Dialekten ist sie zudem häufiger als die nicht-umschriebene Form. Die in der Typ-II-Region vereinzelt vorkommenden *tun*-Periphrasen im Verbzweitsatz werden in der Literatur „am ehesten“ (S. 117) konjunktivisch aufgefasst. Laut WEBER bietet das Korpus jedoch Belege sowohl für den konjunktivischen als auch den indikativischen Gebrauch. Die *tun*-Periphrase des Typs II ist „in praktisch jedem Verbletztsatz“ (S. 247) möglich. Sie unterliegt keinerlei semantischen Restriktionen, fungiert nicht als Aspektmarker – gegen die Wertung als Progressivmarker beispielsweise spricht, dass die *tun*-Periphrase auch mit hochgradig stativen Verben belegt ist – und ordnet sich auch nicht in besonderem Maße dem Konjunktiv zu. WEBER wertet periphrastisches *tun* des Typs II daher als reines Flexionselement und semantisch leer: Seine Funktion besteht allein darin, „die Fintheitsmerkmale seines verbalen Komplements“ (S. 248) zu realisieren.

Kapitel 4 ist der *tun*-Periphrase im heutigen Niederdeutschen gewidmet. Die Gesprächsdaten lassen im Einklang mit den Ergebnissen des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland“ (SiN) (siehe ELEMENTALER / BORCHERT 2014) auf einen (vollständigen) Rückgang der *tun*-Periphrase in der Typ-I-Region, die bei WEBER ausschließlich durch den Hochsauerlandkreis (HSK) repräsentiert ist, schließen und werden durch die Ergebnisse der Fragebogenstudie gestützt. WEBER führt die Entwicklung im Südwesten auf unterschiedliche Faktoren zurück (unter anderem die rückläufige Tendenz des Niederdeutschen und den geringeren Grammatikalisierungsgrad der Konstruktion im betroffenen Gebiet). Es zeigt sich, dass die *tun*-Periphrase „heute am ehesten noch“ (S. 375) innerhalb der Typ-II-Region belegt ist: Für diese bestätigt sich auch die bis dato ausschließlich anhand älterer Datenquellen attestierte Beschränkung auf Verbletztsätze. Einige Annahmen aus der Forschungsliteratur werden sowohl anhand der Befragung als auch der Korpusstudie bekräftigt, zum Beispiel die Beschränkung der niederdeutschen *tun*-Periphrase auf finite Formen, die Abfolge 2–1 im zweigliedrigen Verbalkomplex und das Unterfeld. Die in der Forschung zum Niederdeutschen weit verbreitete Auffassung, „dass vor allem konjunktivische Verbformen umschrieben werden“ (S. 195), lässt sich hingegen weder anhand der Korpusstudie bestätigen – das Korpus enthält „lediglich eine verschwindend geringe Anzahl von konjunktivisch verwendeten Präteritalformen“<sup>3</sup> (S. 197) – noch liefert die Befragung hier eindeutige Ergebnisse. Die sogenannte „vorwurfsvolle“ *tun*-Periphrase (zum Beispiel *Was soll das da zu stehen tun?*) lässt sich anhand der Korpus- und Gesprächsdaten nicht belegen. Durch die Aufnahme in den Fragebogen konnte jedoch gezeigt werden, dass sie unabhängig von der Dialektgruppenzugehörigkeit der Sprecher im heutigen Niederdeutschen nicht (mehr) akzeptiert zu sein scheint (siehe ROHDENBURG 2002: 68).

In Kapitel 5 widmet sich WEBER dem kategorialen Status von *tun* in der niederdeutschen Typ-II-Region. Anhand der Diagnostika aus NÜBLING (1992) prüft er zunächst, ob periphrastisches *tun* in der Beschränkung auf Verbletztsätze Klitik-Status hat oder als Klitik-ähnlich aufgefasst werden kann. Die Vermutung, dass *tun* „ein erhöhtes Maß an syntaktischer Gebundenheit an sein Vollverb aufweist“ (S. 376), bestätigt sich. Es zeigt sich jedoch, dass weder die phonologischen – auf phonologischer Ebene erweist sich *tun* als selbstständiges Wort – noch die (meisten) syntaktisch-dis-



tributionellen Kriterien für Klitika erfüllt sind. Im Anschluss schlägt WEBER eine an TOIVONEN (2003) und SEILER (2003) anknüpfende Analyse von *tun* als nicht-projizierendes Wort vor, das auf ein adjazentes V° angewiesen ist, an das es kopfadjunktiert werden muss. Es zeigt sich, dass dieser Analyseansatz (unter Berücksichtigung der Satzstrukturanalyse nach HAIDER (unter anderem 1993)) zu korrekten Vorhersagen in Bezug auf die Positionierung von *tun* im Unterfeld der rechten Satzklammer (zum Beispiel [...], *dass sie noch ein Buch lesen tut*) sowie dem Nicht-Erscheinen von *tun* Typ II in Verbzweitsätzen (zum Beispiel *Sie tut noch ein Buch lesen*) und Verbletztsätzen mit Oberfeldbildung (zum Beispiel [...], *dass sie noch tut ein Buch lesen*) führt. Lediglich die Verbtopikalisierung erweist sich als Problem: *tun* verfügt hier nicht über die geforderte Adjazenz zu einem V°-Host. Eine Lösung sieht WEBER in der Lockerung der Kopfadjunktionsbedingung und der Auffassung als verletzbar Bedingung im Sinne der Optimalitätstheorie (OT). Diese liefert das Grundgerüst für den zweiten theoretischen Teil in WEBERS Arbeit, der sich nicht auf eine Erklärung der Distribution im Niederdeutschen beschränkt, sondern eine systeminterne und systemübergreifende Modellierung der Distribution von *tun* in den Varietäten des Deutschen anstrebt – es finden sich unter anderem Analysevorschlage für die Distribution von *tun* im Ober- und Mitteldeutschen – und an vorherige generative (einschließlich optimalitatstheoretische) Analysen zum Englischen (unter anderem GRIMSHAW 1997) und Deutschen (unter anderem BADER / SCHMID 2006) anknüpft. Dass *tun* in der Verbtopikalisierung doch im Verbzweitsatz möglich ist, begründet WEBER im Rahmen der OT damit, dass hier zwei gegenüber der Kopfadjunktionsbedingung höherrangige Bedingungen des Deutschen – die Satztopik-im-Vorfeld-Bedingung (TOPIC) und die Besetzung-der-linken-Satzklammer-Bedingung (OB-HD) – erfüllt werden. Die „Wirkmächtigkeit“ (S. 374) dieser *Constraints* zeigt sich auch darin, dass sie für den Status des Deutschen als Verbzweitsprache verantwortlich zu machen sind. Die Beschränkung von *tun* Typ II auf das Unterfeld des Verbzweitsatzes begründet WEBER damit, dass „es nur dort Teil einer komplexen V°-Struktur ist und daher nur dort die Kopfadjunktions-Bedingung (HD-ADJ) erfüllt wird“ (S. 376).

Die vorliegende Arbeit liefert an Umfang und Analysetiefe das, was von einer Doktorarbeit erwartet werden kann. WEBER schließt im empirischen Teil seiner Arbeit Lücken in Bezug auf die Beschreibung der grammatischen Distribution der *tun*-Periphrase und liefert mit seiner Befragung zudem Anhaltspunkte zu Vorkommen und Distribution im heutigen Niederdeutschen. Diese decken sich für die Typ-I-Region mit den Beobachtungen des SiN-Projekts – sind bei WEBER allerdings auf das Westfälische (HSK) beschränkt – und dokumentieren den Fortbestand der Verbletztsatz-Beschränkung für das Typ-II-Gebiet. Einige bestehende Annahmen zur niederdeutschen *tun*-Periphrase werden von WEBER bestätigt, andere werden widerlegt oder lassen sich anhand seiner empirischen Daten zumindest nicht bekräftigen. Dem Autor gelingt es darüber hinaus, neue (teils über den Untersuchungsgegenstand hinausgehende) Erkenntnisse zu gewinnen. Hierzu ein Beispiel: Für die 2–1-Abfolge im zweigliedrigen Verbalkomplex zeigt WEBER anhand der Korpusdaten, dass sie kein Charakteristikum der niederdeutschen *tun*-Periphrase ist, sondern für die Mehrheit vergleichbarer Verbalkomplexe im Niederdeutschen gilt. Aus diesem Befund leitet er eine allgemeine Regel zur Platzierung des Finitums im Niederdeutschen ab. Die Kombination zweier unterschiedlicher Methoden zur Datengewinnung erweist sich als überaus gewinnbringend: Während die Korpusstudie zu zahlreichen Aspekten statistisch aussagekräftige Aussagen ermöglicht, liefert die Fragebogenstudie unter anderem negative Evidenz und erlaubt es, spontansprachlich seltene Bedingungen (zum Beispiel „vorwurfsvolle“ *tun*-Periphrase) gezielt abzufragen. Positiv hervorzu-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

heben sind auch die Kurzzusammenfassungen, die der Autor zu einzelnen Abschnitten bietet: Insbesondere der empirische Teil ist durch eine enorme Informationsdichte gekennzeichnet. Mit der Optimalitätstheorie wird zudem ein theoretischer Rahmen zugrunde gelegt, der zur „Modellierung und Erklärung von syntaktischer Variation“ (FLEISCHER / SCHALLERT 2011: 319) besonders gut geeignet ist. Die Arbeit liefert daher insbesondere im theoretischen Teil Anknüpfungspunkte für die Untersuchung der Distribution von periphrastischem *tun* in anderen Varietäten.

- 1 Um eine angemessene Teilnehmerzahl zu gewährleisten, ist der Autor „von dem ursprünglich verfolgten Ziel abgewichen, jeweils nur mit SprecherInnen aus ein und derselben Ortschaft zu arbeiten“ (S. 250).
- 2 Die konjunktivische Verwendung der *tun*-Periphrase ist im Niederdeutschen auf das Präteritum beschränkt.
- 3 In Abschnitt 5.3.2.3 wird *tun* mit Verweis auf TOIVONEN (2003: 45, 194) als ein phonologisch selbstständiges aber syntaktisch abhängiges Element bestimmt und zwischen *true clitics* und *true non-clitics* verortet.

## Literatur

- ABRAHAM, WERNER / ANNETTE FISCHER (1998): Das grammatische Optimalisierungsszenario von *tun* als Hilfsverb. In: DONHAUSER, KARIN / LUDWIG M. EICHINGER (Hg.): Deutsche Grammatik – Thema in Variationen. Festschrift für Hans-Werner Eroms zum 60. Geburtstag. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 1), 35–47.
- BADER, MARKUS / TANJA SCHMID (2006): An OT-analysis of *do*-support in Modern German. Manuscript University of Konstanz. Rutgers Optimality Archive 837–0606. URL: <roa.rutgers.edu/article/view/847>.
- ELMENTALER, MICHAEL / FELIX BORCHERT (2012): Niederdeutsche Syntax im Spannungsfeld von Kodex und Sprachpraxis. In: LANGHANKE, ROBERT / KRISTIAN BERG / MICHAEL ELMENTALER / JÖRG PETERS (Hg.): Niederdeutsche Syntax. Hildesheim [u. a.]: Olms (Germanistische Linguistik. 220), 101–136.
- FISCHER, ANNETTE (1998): TUN periphrasis in Early New High German. In: TIEKEN-BOON VAN OSTADE, INGRID / MARIJKE VAN DER WAL / ARJAN VAN LEUVENSTEIJN (Hg.): DO in English, Dutch and German. History and present-day variation. Münster: Nodus, 121–138.
- FISCHER, ANNETTE (2001): Diachronie und Synchronie von auxiliarem *tun* im Deutschen. In: WATTS, SHEILA / JONATHAN WEST / HANS-JOACHIM SOLMS (Hg.): Zur Verbmorphologie germanischer Sprachen. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten. 446), 137–154.
- FLEISCHER, JÜRG / OLIVER SCHALLERT (2011): Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Narr (Narr Studienbücher).
- GRIMSHAW, JANE (1997): Projection, Head, and Optimality. In: Linguistic Inquiry 28 (3), 373–422.
- HAIDER, HUBERT (1993): Deutsche Syntax – generativ. Vorstudien zur Theorie einer projektiven Grammatik. Tübingen: Narr.
- HANSEN-JAAX, DÖRTE (1995): Transfer bei Diglossie. Synchronie Sprachkontaktphänomene im Niederdeutschen. Hamburg: Dr. Kovač.
- JOHNSON, DANIEL EZRA (2009): Getting off the GoldVarb Standard: Introducing Rbrul for Mixed-Effects Variable Rule Analysis. In: Language and Linguistics Compass 3 (1), 359–383.
- KESELING, GISBERT (1968): Periphrastische Verbformen im Niederdeutschen. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 91, 139–151.
- LANGER, NILS (2000a): Zur Verbreitung der *tun*-Periphrase im Frühneuhochdeutschen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 67 (3), 287–316.
- LANGER, NILS (2000b): On the Polyfunctionality of the Auxiliary *tun*. In: HALL, CHRISTOPHER / DAVID ROCK (Hg.): German Studies towards the Millennium. Selected Papers from

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

- the Conference of University Teachers of German, University of Keele, September 1999. Oxford [u. a.]: Lang (CUTG Proceedings. 2), 261–282.
- LANGER, NILS (2001a): Linguistic Purism in Action. How auxiliary *tun* was stigmatized in Early New High German. Berlin/New York: De Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 60).
- LANGER, NILS (2001b): Lexical and periphrastic DO in Early New High German. In: WATTS, SHEILA / JONATHAN WEST / HANS-JOACHIM SOLMS (Hg.): Zur Verbmorphologie germanischer Sprachen. Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten. 446), 155–173.
- LINDOW, WOLFGANG / DIETERMÖHN / HERMANNNIEBAUM / DIETERSTELLMACHER / HANS TAUBKEN / JAN WIRRER (1998): Niederdeutsche Grammatik. Leer: Schuster (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache. 20).
- NÜBLING, DAMARIS (1992): Klitika im Deutschen. Schriftsprache, Umgangssprache, alemannische Dialekte. Tübingen: Narr (Script Oralia. 42).
- POSTMA, GERTJAN (2014): Complex complementizers and the structural relation with weak T. New (morpho)syntactic data from a Pomeranian language island in Brazil. In: STUF – Language Typology and Universals 67 (4), 627–663.
- ROHDENBURG, GÜNTER (2002): Die Umschreibung finiter Verbformen mit ‚doon‘ ‚tun‘ und die Frikativierung stammauslautender Plosive in nordniederdeutschen Mundarten. In: Nowele 40, 85–104.
- SCHWARZ, CHRISTIAN (2004): Die *tun*-Periphrase im Deutschen. [Magisterarbeit. München].
- SEILER, GUIDO (2003): Präpositionale Dativmarkierung im Oberdeutschen. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 124).
- TAGLIAMONTE, SALI A. (2006): Analysing Sociolinguistic Variation. Cambridge: Cambridge University Press (Key Topics in Sociolinguistics).
- TOIVONEN, IDA (2003): Non-projecting words. A Case Study of Swedish Particles. Dordrecht: Kluwer (Studies in Natural Language and Linguistic Theory. 40).

KATRIN KUHMICHEL

Siegen, E-Mail-Adresse des Autors: <kuhmichel@germanistik.uni-siegen.de>

